

Heimatbuch
des Kreises Viersen
2010

61. FOLGE

HERAUSGEBER: DER LANDRAT DES KREISES VIERSEN

JÜDISCHE KINDHEIT UND JUGEND AM NIEDERRHEIN
DIE AUTOBIOGRAPHISCHEN AUFZEICHNUNGEN
DES DR. MED. JULIUS GRUNEWALD (1860–1929) AUS KALDENKIRCHEN

ZWEITER TEIL

AUSGEWÄHLT, EINGELEITET UND KOMMENTIERT VON LEO PETERS

Vorbemerkung

Die Lektüre dieser zweiten Auswahl der Grunewald-Erinnerungen legt die einleitenden Ausführungen zum ersten Teil im Heimatbuch des Kreises Viersen 2009, S. 153 ff. nahezu zwingend nahe. Auf sie sei deshalb ausdrücklich verwiesen.

Inzwischen ist eine ungekürzte Ausgabe der Grunewald'schen Erinnerungen im Böhlau-Verlag in Köln-Weimar-Wien erschienen (siehe Abbildung S. 61). Hier findet der Leser auch umfangreiche Teile aus den Lebenserinnerungen von Julius Grunewalds Frau Julie geb. Rubensohn, die im Detail über den weiteren Lebensweg des jüdischen Jungen bis zu seinem Tod als 68-jähriger Mann Auskunft geben. Auch hinsichtlich der Bildbeigaben geht die Gesamtausgabe weit über das hinaus, was im Rahmen dieser auszugswweisen Veröffentlichung im Heimatbuch möglich ist.

In der nachfolgenden Textauswahl von Julius' Kindheits- und Jugenderinnerungen geht es um seine Jahre an der Rektoratschule in Kaldenkirchen (der einzige bekannte Einblick in die Ursprünge der heutigen Städtischen Realschule Nettetal!), seine Gymnasialzeit in Kleve, die familiären Verhältnisse und die Studienzeit in Würzburg.

Die Kindheits- und Jugenderinnerungen von Julius Grunewald

Höhere Schule und Gymnasium

Ich mag etwa 10¹/₂ Jahre alt gewesen sein, vielleicht zu Ostern oder Herbst 1871, als ich von der Volksschule in die Rektoratschule meiner Heimatstadt kam. Diese war eine kleine Lateinschule, die von zwei katholischen Geistlichen geleitet wurde. Die Zahl der Schüler war klein, im ganzen waren es gewiss kaum mehr als 20. Der kleine Raum, ein Anbau an das Kaplansgebäude der katholischen Kirche, der mir noch heute lebendig vor Augen steht, kann unmöglich mehr als diese Schülerzahl beherbergt haben. Die Schüler setzten sich aus den Bürgerkreisen der Stadt, der Umgebung zusammen. Auch einige Bauernsöhne waren darunter. Sie kamen Sommer und Winter zu Fuß und hatten oft ein bis eineinhalb Stunden heimwärts. Der Unterricht erstreckte sich auf den Stoff der unteren Gymnasialklassen, Latein, Französisch, Mathematik, Deutsch, Geschichte, Geographie. Auch diese Schule war interkonfessionell, Katholiken, Protestanten und Juden. Die jüdischen Schüler stammten nur aus unserer Familie, neben mir haben meine sämtlichen Brüder die Rektoratschule besucht¹.

1 *Diese Erinnerung Julius Grunewalds lässt sich für Albert, Isidor und Hugo Grunewald zwischen 1875 und 1882 präzise in den amtlichen Schulakten als zutreffend belegen. Kreisarchiv Viersen: Stadtarchiv Kaldenkirchen 1546, Bl. 39, 56 f., 69, 104, 114, 116, 171, 179, 226, 233 f., 273, 314, 330 und 335. – Übrigens fand die während des Kulturkampfes in eine „Höhere Stadtschule“ umgewandelte, d.h. entkonfessionalisierte Schule – angesichts seiner liberalen Einstellung nicht überraschend – auch finanzielle Unterstützung*



Die Kaldenkirchener Kapläne Heinrich Billen und Johann Hessen waren die ersten Lehrer, die Julius Grunewald eine höhere Schulbildung vermitteln ließen. Obwohl örtliche Schlüsselfiguren im Kulturkampf auf ultramontaner Seite zollt Grunewald ihnen höchstes Lob wegen ihrer religiösen Toleranz. (Die Aufnahme des späteren Pastors von Hommersum, Johann Hessen, stellte Franz Gommans, Goch, zur Verfügung.)

Der Unterricht war so gut als er unter den vorhandenen Umständen sein konnte. Das Schülermaterial war nach Wesen und Vorbildung ganz ungleichmäßig, viele konnten bei der Aufnahme noch nicht richtig schreiben. Der Unterricht fand für die zwei oder drei Klassen in derselben Zeit und in dem selben Raum statt. Wer nicht unterrichtet wurde, musste inzwischen etwas anderes arbeiten. Der Begabte lernte auf diese Weise den Stoff des späteren Unterrichts schon vorher kennen, was für mich sehr vorteilhaft war! Unsere Lehrer waren vortreffliche Menschen. Es gereicht mir zu großer Freude, das hier auszusprechen. Obgleich katholische Geistliche, mühten sie sich um uns alle gleichmäßig, und es gab keinerlei konfessionelle Unterschiede. Ich bin in Latein, Deutsch und Geschichte von Rektor Billen², in Mathematik und Französisch von Kaplan Hesse³ unterrichtet worden.

durch Simon Grunewald. Er verpflichtete sich am 17.2.1880 zur Zahlung von 10 Mark für drei Jahre „behufs Fortsetzung der hier mit so gutem Erfolge geführten städtischen Rectoratschule“. Ebd. Bl. 292.

- 2 * 1836 in Emmerich, 1860 zum Priester geweiht, Lebtätigkeit in Geldern und Kevelaer, dann seit 1872 bis 1875 Leiter der Rectoratschule und Kaplan in Kaldenkirchen, ab 1888 Pfarrer in Oedt, † 1904. Vgl. PETERS, II, S. 354.
- 3 Gemeint ist Johann Hessen, * 1841 in Boenheim, 1867 zum Priester geweiht, von 1868 bis 1892 Kaplan in Kaldenkirchen, dann Pfarrer von Hommersum. Vgl. PETERS, II, S. 354. Angesichts der liberalen Ausrichtung von Julius Grunewalds Elternhaus ist die Tatsache um so bemerkenswerter, dass Billen und Hessen Schlüsselfiguren der ultramontanen Partei in Kaldenkirchen waren. Zu Hessen neuerdings ausführlich: Franz GOMMANS, Das Pastorat zu Hommersum und seine Pfarrer ab 1682. In: An Niers und Kendel. Historische Zeitschrift für Goch und Umgebung Nr. 45, 2008, S. 6.

Besonders zu Dank verpflichtet bin ich Rektor Billen. Er hielt mich für einen begabten Schüler und hat sich auf das äußerste bemüht, mich zu fördern! Er gab mir sowohl in Latein als Griechisch jahrelang unentgeltlichen Unterricht. Ich habe sein Wesen und seine Natur als Kind natürlich nicht genau kennen können, er galt in der Schule für streng und hart, aber ich glaube, was ihn erfüllte, war ein Pflichtgefühl, und er war eben so streng gegen sich wie gegen andere! Er sah in der Regel ziemlich ernst und düster drein, war er aber von seinem Stoff erfüllt, so ging ein Leuchten über sein Wesen, sein Auge verklärte sich und man erkannte, es war ihm ernst mit den Idealen, die er vortrug. Die katholischen Schüler fürchteten ihn mehr als die andern, weil er sie in der Beichte gehörig vornahm und ihnen oft streng die Leviten gelesen haben mag. Geliebt habe ich ihn als Kind auch nicht, trotz der Wohltaten, die er mir erwies und für deren großen Wert wohl der Sinn fehlte. Er hat, trotzdem ich viele viele Stunden ihm allein gegenüber saß, nie versucht, mich im katholischen Sinne zu beeinflussen, kurz er war mir ein treuer väterlicher Freund und Erzieher. Er hat mir auch später immer noch seine Freundschaft bewahrt. War ich vom Gymnasium aus in den Ferien zu Hause, so galt mein erster Besuch ihm, und es war ihm eine große Freude, als ich auch auf dem Gymnasium gut vorwärts kam und gute Zeugnisse heimbrachte. Er ist später als Pastor in einen einige Meilen entfernten Ort gekommen und wir haben nichts mehr voneinander gehört.

Die Erinnerungen an meine Mitschüler aus der Rektorschule sind mir lebendiger geblieben als die aus der Volksschule. Merkwürdigerweise waren auch hier die Protestanten die begabteren und tüchtigeren. Die Freundschaften mit ihnen haben aber doch keine nachhaltigen Beziehungen erzeugt. Wir sind auch später alle auseinander geflogen und die Schicksale waren sehr verschieden. Zu einer besonderen Lebensstellung hat es meines Wissens keiner meiner Kaldenkirchener Mitschüler gebracht, im günstigsten Falle haben sie eine normale Durchschnittslaufbahn als Arzt, Apotheker, Rechtsanwalt, Amtsrichter gemacht. Die meisten aber sind im kleinstädtischen Leben stecken geblieben, als sogenannte Kaufleute, tatsächlich Kleinkrämer. Sie stammten vielfach aus guten Familien, beinahe von aristokratischen Kaufleuten. Aber schon die Väter vermochten vor der heraufziehenden kapitalistischen Methode sich nicht mehr zu halten, die Söhne wurden schon Angestellte oder, soweit sie selbständig waren, Kleinkrämer.

Gerade in meiner Jugend zogen von auswärts einige evangelische Fabrikmeister nach Kaldenkirchen und machten sich dort in Zigarrenfabrikation selbständig. Sie sind tüchtig emporgekommen, haben im Laufe der Zeit bedeutende Fabriken gegründet, und sind jetzt die wirtschaftlichen Herren des Ortes, in den sie als kleine Leute einzogen⁴. Die ansässigen Herren aber haben die Chancen nicht gesehen und sind zu Grunde gegangen. Es wäre nicht ohne Interesse, an dem Beispiel der kleinen Stadt, in der die Verhältnisse sich übersehen lassen, die ganze wirtschaftliche Entwicklung der Zeit aufzurollen, indessen fehlt mir dazu die Kenntnis. Ich habe nur den Untergang des Alten beobachtet, nicht den Aufschwung der Zuzügler. Zu den untergehenden Familien hat auch die meine gehört. Auch mein Vater war der neuen Zeit nicht gewachsen. Er war in seiner Blütezeit recht wohlhabend und konnte sich und seine zahlreiche Familie spielend ernähren und gut erziehen. Als alter Mann hat er Kaldenkirchen verlassen, so gut wie ganz verarmt. Unglückliche Verhältnisse, auf die ich vielleicht⁵ noch zurück-

4 *Zu dieser sehr zutreffenden Erinnerung Grunewalds vgl. Paul SCHRÖMBGES, Die Geschichte der Kaldenkirchener Tabak- und Zigarrenindustrie I-III. In: Heimatbuch des Kreises Viersen 1987, S. 178-195; 1988, S. 209-244; 1989, S. 149-169.*

5 *Dieses Wort hat er unterstrichen.*

komme, haben das ihrige dazu getan, sicher ist aber auch, dass er selbst nicht die Kraft besessen hat, sich dem heranwühlenden Ruin entgegen zu stemmen, trotzdem es meiner Ansicht nach sehr wohl möglich gewesen wäre.

Ich war etwa 14 Jahre alt, als ich auf das Gymnasium zu Kleve kam. Nach dreieinhalbjähriger Vorbereitung auf der Rektoratschule hatte ich die Sekunda erreicht. Ich kam in Kleve in das Haus eines Oheims, des Schwagers meines Vaters! Die Frau war längst verstorben, sie war die einzige Schwester meines Vaters gewesen und dieser hatte sie sehr geliebt und sprach immer mit Begeisterung von ihrer Schönheit und Güte. Aus erster Ehe waren zwei erwachsene Kinder da, ein Sohn und eine Tochter, beide mehr als zehn Jahre älter als ich.

Der Oheim hatte einige Jahre vorher wieder geheiratet, und aus der zweiten Ehe waren drei⁶ Kinder da, zwei Mädchen und ein Knabe. Der Knabe war, als ich in das Haus eintrat, Säugling. Die Kinder erster Ehe lebten nach wie vor im Hause und vertragen sich mit ihrer zweiten Mutter sehr gut⁷.

In der Familie meines Oheims ist es mir recht gut gegangen. Ich wurde wie das Kind im Hause behandelt! Ich war auch in Kleve ein guter Schüler, und da der Ort nicht groß war und das Gymnasium für seine Zierde galt, so war ich als guter Schüler bald bekannt. Das gab dem Hause Michels⁸, in dem die Musen sonst nicht zu Hause waren, ein gewisses Relief, man war stolz auf mich. Die ganze jüdische Gemeinde, die ebenfalls merkwürdigerweise ein erhebliches intellektuelles Minus aufwies, teilte diesen Stolz. So genoss ich mit meinen 14 Jahren einiges Ansehen.

Es ist mir später aufgefallen, wie sehr sich die Juden am Niederrhein von ihren östlichen Glaubensgenossen unterscheiden! Die westlichen Juden waren von geringen geistigen Gaben. Mit wenigen Ausnahmen waren sie alle Viehhändler und Metzger, streng orthodox, von guter bürgerlicher Reputation und so ehrlich als der Vieh- und Pferdehandel es zuließ. Es war durchaus Kleinhandel; der Verkehr ging zwischen Bauer und Händler, und sie suchten sich gegenseitig zu überlisten. Wenn es meinem Onkel gelungen war, einen Bauern anzuschmieren, so war er überglücklich, aber seinen Verdross, wenn er den Kürzeren zog, suchte er nach Möglichkeit zu verstecken. Prozesse zwischen Händlern und Bauern kamen nicht vor! Man versparte sich die Revanche auf das nächste Mal. Die Prinzipien, die heute im Geschäftsleben gelten, waren damals noch nicht Gemeingut der Deutschen. Heute weiß jeder Krämer, dass Ehrlichkeit die beste Reklame ist und dass Unlauterkeit ihren eigenen Herrn schlägt. Das gilt gleichmäßig von jüdischen wie christlichen Kaufleuten, und atavistische Rückfälle dürften bei beiden gleich häufig oder vielmehr gleich selten sein. Bei den Juden werden sie nur mehr aufgebauscht und gerade das hat die Juden noch vorsichtiger

6 *Im Original offensichtlich versehentlich „zwei“.*

7 *Ich bin dem Leiter des Stadtarchivs Kleve, Drs. Bert Thissen, dankbar für wichtige ergänzende Mitteilungen: danach handelte es sich bei Grunewalds Onkel um den jüdischen Metzger und Viehhändler Bendert oder Benedict Michels, der nach dem Adressbuch von 1861 im Haus Nr. 202 (= Klosterstraße) wohnte. Michels hatte am 30. Dezember 1845 Johanna Gronerwald geheiratet, die laut Heiratsurkunde in Breyell geboren war und vor ihrer Ehe zuletzt in Kaldenkirchen lebte, eben die Schwester von Julius' Vater Simon Grunewald. Nachdem die Ehefrau am 30. November 1850 in Kleve verstorben war, umfasste der Haushalt neben dem verwitweten Ehemann (damals 42 Jahre alt) weitere 7 Personen: die Kinder Emil (9), Emma (8) und L(e)opold (7), den Vater Moses Michels (82) und die Mutter Zipora geb. Spier (84), sowie zwei Mägde. Am 28. November 1866 heiratete Benedict Michels in 2. Ehe Wilhelmine geb. Hermann. Am 5. August 1891 verstarb er im Alter von 77 Jahren in seinem Haus Klosterstraße 32.*

8 *Eine im Stadtarchiv Kleve überlieferte Liste der gewerbetreibenden Juden von 1840 nennt Michael Michels, „Handel mit Tuch und Leinwand“, Haus Nr. 116 und den Fleischer Moses Michels, Haus Nr. 190. Elfi PRACHT-JÖRNS, Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen, Teil II, Regierungsbezirk Düsseldorf, Köln 2000, S. 352.*

gemacht als es ihre christlichen Konkurrenten sind, denen man leichter einen faux pas verzeiht. Ich kenne die Verhältnisse am Niederrhein nicht mehr, glaube aber, nach allem was ich höre, dass die Juden dort immer noch zu den wirtschaftlich minder gut Gestellten gehören und dass sie massenhaft ins Proletariat versunken sind. Jedenfalls waren die Verhältnisse in Kleve zur Zeit meines dortigen Aufenthaltes nicht viel anders als in Kaldenkirchen, die Juden waren Kleinbürger, die von ihrem Handel sich leidlich ernährten und von der Hand in den Mund lebten.

Im Hause meines Onkels herrschte aber eine relative Wohllebigkeit und mir ist es dort nicht schlecht ergangen! Onkel und Tante waren gleich gütig gegen mich, und die Kinder hingen an mir wie an einem älteren Bruder! Ich habe sie später, nach vielen Jahren wieder gesehen und mich des herzlichen Angedenkens, das sie mir bewahrten, erfreut⁹.

Das Gymnasium in Kleve war königlich. Obwohl Kleve eine durchaus katholische Bevölkerung hat, so war doch das Gros der Schüler protestantisch, wenigstens in den



Ein besonders inniges Verhältnis hatte Julius Grunewald zu seiner älteren Schwester Henriette (1856–1933). Sie starb im Januar 1933, wenige Tage vor Hitlers Machtergreifung, was ihr viel Leid ersparte. Hier als junge Frau des jüdischen Textilkaufmanns Julius Löwenstein aus Preußisch Oldendorf. Alle Familienbilder aus dem Besitz von Frau Annebet Perls geb. Löwenstein in Pacific Palisades, Kalifornien, USA.

oberen Klassen. Der eingeborene Klever legte dem Wissen keinen besonderen Wert bei – die Bevölkerung war vielfach noch bäuerlich, es gab auch eine gut besuchte Ackerbauschule dort. Die meisten Schüler waren zufrieden, die Berechtigung zum Einjährigen Dienste zu erlangen, und saßen so lang in den Klassen herum, bis sie es hatten.

Die Folge davon war, dass die Schüler der Untersekunda, in die ich eintrat, meist viel älter waren als ich. Ich war ein Kind nach Aussehen und Jahren, hier traf ich auf baumlange, derbe, vierschrotige Burschen, die mir dem Äußeren nach als völlig Erwachsene erscheinen mussten. Meistens taugten auch die Burschen nicht viel – schlechte, faule, uninteressierte Schüler, heimliche Wirtshausbesucher! Aber das war noch nicht das Schlimmste. Das sexuelle Moment in jeder Form beherrschte sie schon allzu lebhaft. Das wäre eine gefährliche Umgebung für mich gewesen, wenn ich nicht gar so kindlich und unentwickelt gewesen wäre! So ist es ohne Schaden an mir vorübergegangen, ja ich habe es gar nicht richtig gemerkt. Erst im späteren Leben, als ich mir die einzelnen Momente und Symptome wieder vor Augen stellte, bemerkte ich, in welcher Gesellschaft ich da eigentlich gelebt habe.

9 *Im Poesiealbum von Julius Grunewalds Schwester Henriette findet sich eine Widmung „von Deiner Dich innig herzlich liebenden Cousine Emma Michels“. Datiert ist sie: Kleve, den 24. 1. 1874.*

...

Ich trat im Herbst 1874 (vielleicht auch erst Weihnachten 1874) in die Sekunda ein¹⁰. Der Unterricht in einer wohlgeordneten Klasse war mir ganz neu! In der ersten Zeit hatte ich die Empfindung, nicht am rechten Platze zu sein. Es schien mir, als wüsste ich gar nichts. Alles war so anders als es bei meinem Rektor Billen gewesen war! Zwar vermochte ich die Klassiker ganz leidlich zu übersetzen, auch die Extemporalien und häuslichen Arbeiten hielten einen leidlichen Platz, indes hatte ich stets die Empfindung, der Unwissendste in der Klasse zu sein. Selbst Jaspers, eines Buchbinders Sohn, der sich in den Kopf gesetzt hatte, die mittlere Beamtenkarriere einzuschlagen, und deshalb das Einjährige zu ersitzen hatte, wie lang es auch immer dauern würde, wusste Manches besser als ich. Dem war auch wirklich so. Ich merkte bald, dass mir die systematische Schulung fehlte, dieses Tag für Tag lernen nach einem ordentlichen Schulplan. Mein guter Lehrer hatte sich in den Kopf gesetzt, mich so schnell als möglich für die Sekunda vorzubereiten, das war gelungen, ich hatte das Examen bestanden! ...

Der Ordinarius der Sekunda hieß Tillmanns!¹¹ Er war ein strenger klassischer Philologe nach ältestem Ritus, sehr pedantisch, engherzig, kleinlich, sehr kurzichtig, sodass er nach allen Regeln der Kunst von den Zierden der Jugend, die seine Secunda füllte, betrogen wurde. Er war auch sehr kränklich und musste bald sein Amt niederlegen! Er starb kurz nachher in Frieden.

An seine Stelle trat der Lehrer, der mich auf dem Gymnasium geistig am meisten beeinflusst hat und dem ich stets ein dankbares Angedenken bewahren werde. Er hieß Weidemann¹², war sehr hässlich und führte deshalb bei den Jungens den Spitznamen Pavian. Er war klein und schwächig von Statur, aber flink. Man sah ihn nie anders als mit einem Haufen Bücher unter dem Arm richtig rennen. Auch seine Frau war klein und schwächig, nichts weniger als schön. Sie hatten ein einziges im Habitus nach den Eltern geratenes Kind. Weidemann war Thüringer und sprach den unverfälschten Dialekt dieses Stammes, der am Niederrhein besonders auffällig war! War er heftig, so polterte er tüchtig: „Bei Kotts Tod“. Er war durch und durch Lehrer, und das Wohl seiner Schüler lag ihm mehr am Herzen als sein eigenes! Er lehrte eigentlich Deutsch und Geschichte. Ich hatte die Empfindung, dass er beide Fächer in ausgezeichneter Weise beherrschte. Jedenfalls hatte ich bei ihm zuerst einen ordentlichen Unterricht in diesen Fächern! Er trug die ganze Stunde frei vor, wir schrieben nach und mussten es in der nächsten Stunde wiederholen. Von diesem Lehrer hatte ich zum erste Mal die Empfindung einer geistigen Beeinflussung durch einen Lehrer! Vorher war ich zur Fertigkeit dressiert worden, hier trat eigenes Denken vor die Seele. So schien es mir wenigstens! Weidemann war absolut nicht geistreich, aber er war eindringlich. Aus seinem Munde kam kein Wort, das nicht Überzeugung schien. Er war durchaus konservativ und kirchlich gerichtet, streng lutherisch. Er war komisch und erhaben zugleich, wenn er bei gemeinsamen Feiern (oder auch bei Kirchgottesdiensten, denen ich als Jude nicht beiwohnte) das jeweilige Kirchenlied mit Inbrunst und Kraft sang. Er verzog dabei sein Gesicht zu einer ungläublichen Grimasse, aber seine fromme Seele brach durch alle Hässlichkeit seines Äußeren wie ein warmer Strom von Licht und Helligkeit hindurch. Die Bengels in den verschiedenen Klassen ahmten ihn mit

10 *Dr. Bert Thissen, Leiter des Stadtarchivs Kleve, teilt mir aus der dortigen Schülerliste des Gymnasiums als Tag der Aufnahme Grunewalds den 5. Januar 1875 mit. Das Abitur legte er danach Ostern 1878 ab.*

11 *Im Stadtarchiv Kleve befinden sich die Jahresberichte des Klever Gymnasiums für 1874, 1876, 1878 und 1879. Laut Jahresbericht 1876 unterrichtete Dr. Tillmanns die Fächer Griechisch, Latein und Französisch. Er war „1. Oberlehrer“.*

12 *Dr. Weidemann unterrichtete laut Jahresbericht 1876 Deutsch, Geschichte, Religion und Griechisch. Er war „2. Oberlehrer“.*

Vorliebe als Kirchensänger nach. So verschwand auch seine äußere Hässlichkeit ganz in den Lehrstunden!

Ich hatte bei ihm griechische, römische und deutsche Geschichte in Secunda und Prima! Später erfuhr ich durch eigene Lektüre, dass er keineswegs den neuesten Standpunkt der Forschung vertrat, er war altmodisch auch in seiner Geschichtsauffassung. Aber er hatte die Begeisterung und diese wirkte auf mich. Wie weit das auch bei den anderen Schülern der Fall war, weiß ich nicht mehr, ich glaube, allzu viel hat er die durchaus minderwertige Klasse nicht beeinflusst. Am liebsten verweilte er bei der deutschen Kaisergeschichte und der Reformationszeit, die er trotz vieler katholischer Schüler ganz im Sinne des Luthertums vortrug. Ich glaube, er hätte es gar nicht verstanden, wenn man ihm daraus einen Vorwurf gemacht hätte. Diese Dinge waren so ganz Teil seines Wesens, dass er sie einfach gar nicht anders als als Lutheraner sehen konnte. Die katholischen Schüler waren im allgemeinen auch viel zu stupid, um eine Beeinträchtigung darin zu erblicken. Nur einige wehrten sich ein bisschen dagegen, hielten sich an ihren Religionslehrer, einen katholischen Geistlichen, einen urbanen und feinen Mann, der den konfessionellen Frieden niemals störte.

Es war um 1875. Der große Krieg hatte Preußens Stellung in Deutschland stark befestigt, Bismarcks Politik hatte glänzend gesiegt, und die Katholiken, die ihm nie mit ganzem Herzen gefolgt waren, ja ihm teilweise feindselig entgegen getreten waren, fühlten sich stark in den Hintergrund geschoben! Der Nationalliberalismus beherrschte die politische Lage; Handel und Wandel, die sich stark entwickelten, folgten ausschließlich den Richtungen des Freihandels, des *laissez faire, laissez aller*. Das Spiel der freien Kräfte wurde als treibendes und förderndes Prinzip von niemandem ernstlich angezweifelt. Deutschland steckte in den Kinderschuhen seiner wirtschaftlichen Entwicklung, das Angebot geschulter Kräfte war gering gegenüber der Größe der sich anbietenden Aufgaben, und wer etwas leisten konnte und wollte, fand ein weites Feld! Es war die Zeit, in der tüchtige, regsame Handwerksmeister über Nacht zu Fabrikanten wurden und binnen kurzem bedeutsame Arbeitsstätten gründeten.

Die Prinzipien des Weltanges erschienen einfach: Dem Tüchtigen, Strebsamen, Fleißigen gehört die Welt, er hat ein Recht auf sie. Wenn der Dumme, Träge, an seiner Scholle Klebende zurückbleibt und unterliegt, so ist das seine eigene Schuld!

So war es in der Politik gewesen, nach diesen Grundsätzen war Preußen emporgekommen und hatte Deutschland mit sich emporgezogen, nach denselben Grundsätzen formte sich die deutsche Wirtschaft. Dass sie im ganzen richtig sind, ist unbestreitbar, dass aber ihre rücksichtslose Durchführung schwere Schäden am Volkstum erzeugt, hat sich inzwischen gezeigt, und man ist etwa 15 Jahre später ans Werk gegangen, die Auswüchse des Kapitalismus zu beschneiden. Im Augenblick, der Zeit des großen Krieges, in der ich diese Zeilen schreibe (Anfang Januar 1916) erfahren wir in der ungeheuren Organisationsarbeit, die unser Volk geleistet, einerseits den Segen einer sicher begründeten klug und kühn geleiteten Industrie, andererseits die Wohltaten, die durch die Beschränkung der kapitalistischen Wirtschaft, durch die Rücksicht auf das Wohl der Volksmassen hervorgebracht werden! Unser Volk ist nicht versklavt, es ist wohlgebildet in körperlicher und geistiger Beziehung, und kämpft in freiem Entschluss, ein jeder im Bewusstsein der großen Aufgaben des Deutschtums, gegen einen an Zahl übermächtigen Feind! Auch sind die Konfessionen so gut wie geeint, die schweren Gegensätze zwischen Katholiken und Protestanten, die in den ersten 70er Jahren bestanden und sich bald zum Kulturkampf entluden, sind fast verwischt.

Damals, im Anfang der 70er Jahre, lag alle Macht in den Händen des gebildeten Bürgertums, das im Nationalliberalismus politisch zum Ausdruck kam. Die Katholi-

Deutsche Antisemitische Vereinigung.

Auf dem am 13.—15. Juni 1886 zu Cassel stattgehabten antisemitischen Congress ist die Begründung einer allgemeinen „Deutschen antisemitischen Vereinigung“ beschlossen worden. Dieselbe soll ein Personen-Verein sein ohne Zusammenhang mit den bisher bestehenden antisemitischen (Reform)-Vereinen. Die Geschäfts-Leitung soll ihren Sitz in Leipzig haben, jedoch können auch ausserhalb Leipzig's wohnende Personen Mitglieder sein.

Satzung.

§ 1.

Zweck der Vereinigung ist es, den volks-schädlichen und staats-gefährlichen Einfluss des internationalen Judenthums auf allen Gebieten des öffentlichen, gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Lebens mit gesetzlichen Mitteln zu bekämpfen, deutsche Gesinnung und Gesittung zu pflegen und die in der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 in Aussicht gestellten, auf die Gesundheit unseres Volkthums abzielenden socialen und wirthschaftlichen Reformen zu unterstützen.

Der Klever
Gymnasiast Julius
Grunewald fühlte
sich in dem
nationalliberal
geprägten Staat als
Jude durchaus
politisch beheimatet.
Aber nur wenige
Jahre später wurde
in Kassel, der
Heimatstadt seiner
späteren Frau Julie
geb. Rubensohn,
die „Deutsche
antisemitische
Vereinigung“
gegründet.

ken, meist Bauern und Handwerker, standen den neuen Dingen unbeholfen, verduzt, und oft feindselig gegenüber und waren sich der starken Macht, die sie wirtschaftlich und politisch darstellten, nicht bewusst. So wagten sie der Aufklärungsperiode gegenüber, die von den Protestanten inaugurirt wurde, keinen Widerstand, sondern ballten höchstens die Faust im Sack.

Für uns Juden war es eine günstige Zeit. Wir schwammen flott und energisch mit in dem neuen Fahrwasser, und es hat an bedeutsamen politischen und wirtschaftlichen Leistungen der Juden im Reiche nicht gefehlt. Sie standen nicht in der Opposition wie 10 Jahre später, sondern standen stramm und begeistert zur Fahne des neuen Reiches und des liberalen Geistes, der es durchwehte. Infolgedessen gab es öffentlich keinen Antisemitismus, eine Feindschaft gegen einen Juden als solchen erschien als gehässiges Vorurteil und wurde gebrandmarkt. Dass das Feuer des Judenhasses nur unter der Asche glimmte, aber nicht verloschen war, hat eine kurze Zeit nachher deutlich und eindringlich gelehrt.

In dieser Zeit konnte ich mich ungehemmt geistig entwickeln und ohne Druck, in voller Zustimmung und Begeisterung meinem Lehrer Weidemann folgen, der uns die Ideale des Deutschtums und der Reformation, des Humanismus vor Augen stellte. Deutschlands Kaiser, Deutschland Geistesgrößen hatten stets den Kampf für das Licht gekämpft, gegen die Macht der Kirche, die die Völker in ihren Bann zwingen, sie in eine verdummende Glaubenslehre hineinzwingen und absolut beherrschen wollte.

Auf zahlreichen Spaziergängen mit meinen katholischen Freunden Overbeck und Bastian vertrat ich diesen Standpunkt, und ihre Einwände hielten gegenüber der deutlich hervortretenden Macht der geschichtlichen Entwicklung nicht Stand! Tatsächlich hat ja auch der damalige katholische Standpunkt sich nicht behaupten lassen! Die Katholiken haben sich in das neue Deutschland und die neue Wirtschaftsweise einfügen gelernt, aber andererseits unter kluger Führung einen gewissen Sonderstandpunkt energisch behauptet, der ihnen zur Zeit auch allseitig zugebilligt wird, so dass sie auch im neuen Staat wieder eine feste gut organisierte Masse darstellen, mit der jederzeit gerechnet werden muss. Es ist bekannt, dass hierzu der von der nationalen Ära inaugurierte Kulturkampf beigetragen hat: es war der Versuch, den Staat ausschließlich auf einen protestantischen Zuschnitt einzurichten, das gebundene kirchliche Element politisch auszuschalten, an die Stelle der Kirche ausschließlich das preußische Staatsprinzip zu stellen und ihm jegliche Kräfte unterzuordnen. Der Kulturkampf hat die historischen Grundlagen des Katholizismus unterschätzt und das führte zu einer Niederlage, die nur sehr langsam wieder eine Versöhnung der strittigen Prinzipien, ein Nebeneinanderleben der beiden Weltrichtungen ermöglichte. Dass hierbei die Juden unter die Räder gekommen sind, ist bekannt! Sie haben den kurzen Traum ungebundener bürgerlicher Gleichberechtigung nachher schwer bezahlen müssen. Gerade den Besten unter den Juden ist durch die unausbleibliche Reaktion das seelische Rückgrat gebrochen worden.

...

In der Prima war der Direktor Liesegang der Ordinarius! Er unterrichtete in Latein und Griechisch¹³, Weidemann Deutsch und Geschichte. Der Direktor wurde von allen sehr verehrt. Er führte den Obernamen Zeus, sowohl wegen seiner Würde, als auch weil seine Augenbrauen eine besonders starke Ausbildung hatten, wie bei dem Beherrscher des Olympos, der alles mit seinen Augenbrauen bewegt (*cuncta supercilio moventis*). Er war auch ein vortrefflicher Mann, gütig, mäßig energisch, von gründlicher klassisch-philologischer Gelehrsamkeit. Aber eine besondere Begeisterung für die Antike ging von ihm nicht aus! Wenngleich er die Grammatik nicht überschätzte, so blieben die Stilübungen wichtig! In diesen sowohl als in der Übersetzung der Klassiker leistete ich nach wie vor Gutes und war in beiden klassischen Sprachen der Beste. Aber vom Geiste der Antike habe ich als Schüler keine Ahnung gehabt. Vielleicht dass mir Homer in seiner Wesenheit ein wenig dämmerte. Das ist mir alles erst im späteren Leben aufgegangen. Was später noch als Gedächtnisstoff in mir haftete, diente, als ich zum Vergleich der Kulturepochen und zur Überlegung über ihre Grundlagen reif genug geworden war, zur Erkenntnis der Bedeutung der Antike. Das auf der Schule Erlernte war also doch nicht wertlos.

...

Eine angenehme Anregung habe ich in Kleve im Singen erfahren. Wir hatten jede Woche eine Gesangsstunde, sonnabends von 12–1 Uhr. Es wurde Chorgesang geübt, an dem sämtliche Klassen teilnahmen. Der Lehrer war ein origineller Kauz, der städtische

13 Dies stimmt mit den Angaben zu Dr. Helmuth Liesegang im Jahresbericht der Schule von 1876 überein.

Musikdirektor Fiedler¹⁴, durch und durch Musikant. Auch er war ein Sachse. Wir sangen nach dem Gehör. Noten kannten die wenigsten, auch ich nicht. Die Melodie wurde auf dem Harmonium vorgespielt und so lang gedrillt, bis sie saß. Das ging meist recht schnell, und ich glaube, der Endeffekt war ganz befriedigend! Wenigstens klangen die Chöre für mein Ohr ganz gut: Eine ganze Reihe klassischer Gesänge, besonders aus den Oratorien, verdanke ich diesen Stunden! Ich selbst sang trotz meiner Jugend in Bass. Ich konnte aber auch jede andere Stimme singen, da sie ja alle gemeinsam geübt wurden! So prägte sich jede Lage dem Ohr ein. Ich habe immer ein gutes musikalisches Gehör gehabt. Ich brachte die Lieder auch in den Ferien mit heim und bald sangen wir auch zuhause die Chöre des Klever Gymnasiums. Meine Geschwister kennen sie alle.

Der Musiklehrer Fiedler war übrigens kein Pädagoge! Sein Privatleben war in Kleve das tägliche Gespräch. Er hatte mehr Schulden als Haare auf dem Kopf und war stets auf der Flucht vor seinen Gläubigern. Als er sein Jubiläum feierte, bezahlte die Bürgerschaft seine Schulden.

...

In der Prima war ich zwei Jahre. Dann absolvierte ich¹⁵. Vor dem Examen habe ich sehr fleißig gearbeitet, den ganzen Winter hindurch, hauptsächlich Geschichte, die anderen Fächer hatte ich genügend intus und meine Vorbereitungen für Mathematik fanden in den privaten Stunden bei Brockmann statt. Meine schriftlichen Arbeiten befreiten mich vom mündlichen Examen!¹⁶

Ich muss noch erwähnen, dass ich, gemeinsam mit dem zukünftigen Theologen Overbeck, hebräischen Unterricht bei einem Lehrer unseres Gymnasiums hatte! Ich lernte dort wenigstens die Grundzüge der hebräischen Grammatik, und meine bisherige, ungeordnete Kenntnis des Hebräischen erfuhr dadurch eine gewisse Systematik. Die heute lebenden Juden verstehen ja im allgemeinen die historische Sprache ihres Volkes so gut wie gar nicht, auch nicht die akademisch Gebildeten, ja diese sogar weniger



Julius Grunewalds Interesse an der Antike hatte wesentliche Wurzeln in seiner Gymnasialzeit in Kleve. Hier 1912 mit seiner Tochter Marta im italienischen Paestum

14 *Laut Jahresbericht 1876 war Fiedler „städt. Musikdirector“ und gab „Gesangunterricht in allen Klassen“.*

15 *Zum Ostertermin 1878. Vgl. nächste Fußnote.*

16 *In der maschinenschriftlichen Abschrift des Manuskriptes ist an dieser Stelle in Klammern hinzugefügt: „Ich Lili erinnere mich, dass Vater uns erzählt hat, dass er die Abituriumsrede auf Lateinisch gehalten hat.“ Die Befreiung vom mündlichen Abitur erweist Grunewald als offensichtlich besten der sechs mit ihm angetretenen Prüflinge. Im Jahresbericht des Gymnasiums von 1878 heißt es: „Vom 28. Januar bis 4. Februar wurden die schriftlichen Abiturienten-Arbeiten angefertigt. Das mündliche Abiturienten-Examen wurde am 15. Februar unter dem Vorsitz des Herrn Provinzial-Schulrath Dr. Höpfner abgehalten. Einem von den sechs Abiturienten mußte leider das Zeugniß der Reife versagt werden, einer wurde von der mündlichen Prüfung dispensirt“.*

als die anderen, die durch die religiösen Übungen etwas auf dem Laufenden bleiben! Infolgedessen habe ich durch meine Kenntnisse des Hebräischen, so gering sie auch waren, immer ein bisschen Aufsehen erregt. Merkwürdigerweise nahm man an, ich müsse deshalb auch ein strenggläubiger Jude sein. Das Gegenteil war aber der Fall, und wer die Dinge etwas tiefer sieht, wird sich darüber nicht wundern!

Kleve war, als ich dort lebte, eine Stadt von etwa 10 000 Einwohnern! Für damalige Verhältnisse war es ein ganz nennenswerter Ort. Es war der historische Hauptort des ganzen Bezirks! Es war Sitz eines Landgerichtes, welchem auch meine Heimat unterstand. Alle Übeltäter kamen zur Aburteilung nach Kleve, und auch das Gefängnis war dort. Es war ominös, längere Zeit in Kleve verbracht zu haben! Das Gefängnis hieß in dem niederdeutschen Platt „dat Hof“ (der Hof). Gericht und Gefängnis waren in dem alten herzoglichen Schlosse untergebracht, eine Residenz war Kleve schon seit langer Zeit nicht mehr. Das Schloss lag am höchsten Punkte der Stadt, ein altes weitläufiges Gebäude, mit dem berühmten Schwanenturm, von einem „Schwan“, der die Spitze zierte. Die Sage brachte ihn mit Lohengrin in Zusammenhang, und als sich der Sinn für deutsche Sage, nach dem Kriege, wieder lebendiger regte und eine gewisse Deutsch-tümelei modisch wurde, bekam Kleve auch ein Lohengrin-Denkmal! Obgleich ich damals noch nichts von Kunst gesehen hatte und wenig davon verstand, so viel sah ich doch: Dieser Lohengrin war ein Ritter recht trauriger Gestalt, und man konnte die Stadt zu ihrem Geschick, ihn bald wieder los zu werden, nur beglückwünschen¹⁷.

...

In Kaldenkirchen gab es für jede Jahreszeit ein besonderes Spiel, im Winter wie überall die Belustigungen auf dem Eise¹⁸ und im Schnee. Sobald das Frühjahr kam, wurde der Reif getrieben oder „Dopp“¹⁹ gespielt. Dopp war ein kleiner solider Kreisel, den der Drechsler des Ortes für fünf Pfennig mit Virtuosität verfertigte. Nicht alle „Doppe“ waren gleich gut. Es gehörte ein Kennerauge dazu, die Qualitäten zu finden²⁰, und die besten gingen weit über Preis im Handel um. Gefährlich waren die „Rutenspringer“, Kreisel, welche die Neigung hatten, mit den Fensterscheiben Bekanntschaft zu machen. Es war ein Unglück, an einen solchen zu geraten, und es bedurfte großer List und großer Handelsgewandtheit, ihn ohne Kapitalverlust wieder an den Mann zu bringen.

Im Herbst ließen wir selbstgefertigte Drachen steigen. In dieser Hinsicht war ich bevorzugt – im Ladengeschäft meines Vaters gab es schöne große, zum Einpacken bestimmte Papierbogen und auch „Lin“ (Leine) fehlte nicht. Das Gerüst fertigte ich selbst aus Weidengerten und Bindfaden²¹. Überhaupt hatte ich viel Handfertigkeit, z.B. im Flötenschneiden²², zeichnete leidlich. Die Porträts Bismarcks und des alten Kaisers gerieten mir ausgezeichnet.

Unser wichtigstes Knabenspiel war doch ein Gewinnspiel mit „Kölschen“²³, Steinkugeln anderswo Murmeln genannt. Bei uns hießen sie, offenbar nach der Stadt Köln, Kölschen. Das Spiel wurde nur im Frühjahr gespielt. Wenn um 4 Uhr die Schule aus

17 *Zur Geschichte des Lohengrin-Denkmals in Kleve siehe Friedrich GORISSEN, Geschichte der Stadt Kleve von der Residenz zur Bürgerstadt, von der Aufklärung bis zur Inflation. Kleve 1977, S. 373 ff.*

18 *Zu den ehemaligen Festungsgräben in Kaldenkirchen, die wiederholt Schauplatz von Unfällen im Winter waren, vgl. PETERS, II, S. 16.*

19 *Zu diesem beliebten Kinderspiel siehe Helena SIEMES und Gerd PHILIPS, Kindheit am Niederrhein. Duisburg 2005, S. 492 ff.*

20 *Lesart unsicher.*

21 *Siehe ebd. 235 f.*

22 *Siehe ebd. 219 f.*

23 *Siehe ebd. S. 454 ff.*

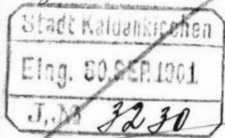
Dr. med. Julius Grunewald 120
 Magdeburger Medico-mechanisches Institut und orthopädische Heilanstalt
 Genesungshaus für Unfallverletzte.

Fernsprecher No. 3658

Magdeburg-A. N., den 28. IX. 1901
 Gröbenstr. 2

An d. Bürgermeister. Amt zu
 Kaldenkirchen

Ich bin am 24. Aug. 1860 in Spalt
 als Sohn des Landwirts Simon Grunewald
 geboren. Ich erkläre hiermit meine
 Geburtsnachweise, welche auf dem
 Geburtsregister & Paterbrief nachgewiesen zu
 sehen!



Julius Grunewald

I Geburtsnachweise zugefandt

II. Zu dem Akt
 Kk 1 10. 01
 J. Grunewald

Längst seiner Kaldenkirchener Herkunft entwachsen, aber dem Ort noch mit vielen Erinnerungen emotional sehr verbunden, bittet er als arrivierter Arzt in Magdeburg 1901 den Kaldenkirchener Bürgermeister um Ausstellung eines Geburtsnachweises. (Kreisarchiv Viersen, Stadtarchiv Kaldenkirchen Nr. 624, Bl. 120)

war, eilte man so schnell als möglich heim, um einige Butterbrote zu verzehren, und stürzte dann auf den Kirchenplatz. Dort sammelte sich allmählich die ganze Jugend, ohne Unterschied der Konfession und des Standes! Der gute Rock war nebensächlich, der gefüllte Kölschenbeutel war die einzige Parole und verlich Würde und Ansehen. Die Kleinen spielten „gegen die Mauer“ werfen, die meisten „Parkscheten“ (Pferch-schießen), die Kapitalisten „stuckten“ (stauchten). Eine Handvoll Kölschen wurde in ein kleines Erdloch geworfen, ein Teil blieb drin, ein anderer Teil flog hinaus! Bei paariger Verteilung hatte man den Einsatz des Partners gewonnen. Normalerweise gab jeder Teilhaber fünf Kölschen als Einsatz, doch war eine Grenze nach oben nicht gesetzt. An heißen Kampfestagen wurde der Einsatz vervielfacht – dann ging der Kampf in der Regel zwischen zwei Größen des Marktes, und die ganze übrige „besitzlose“

Jugend schaute zu. Der eine der beiden Spieler war vielleicht ein Symons oder Kauwertz, von den Aristokraten des Städtchens²⁴, der andere der zerlumpte Sohn eines armen Tagelöhners – das blieb gleich. Hier entschied nur der Besitz an Kölschen, und das Glück und das Geschick.

In diesem Spiel war ich Meister und auch von großer Kühnheit. Es ging mir wie jedem Spieler. Einmal war ich ein Krösus, ein anderes Mal bettelarm, und musste mich durch „Beteiligung an der Mauer“ oder durch Parkscheten²⁵ allmählich wieder empor arbeiten. Aber eines Abends im Mai war das Glück mir besonders hold: ich stückte mit ungeheuren Summen, und als die Abendglocke zur Maiandacht erschallte, die ganze Jugend sich auflöste und zur Kirche eilte, da war mein Schatz ins Ungemessene gewachsen, und schwer beladen, alle Säcke gefüllt, kam ich heim. Die Kölschen-Saison flaute, da die Jahreszeit fortgeschritten war, schnell ab, und so blieb ich im Besitze meines Reichtums. Ich versteckte ihn, vor meinen Geschwistern, unter dem Dach unseres Hinterhauses, gewillt, im nächsten Frühjahr mit meiner Kapitalmacht den Markt unumschränkt zu beherrschen. Als ich aber im folgenden Frühjahr mein Nest wieder aufsuchte – wehe, da war der Schatz geplündert, höchstens die Hälfte meiner Kölschen war noch vorhanden! Im Sommer war das Dach repariert worden und der Dachdecker hatte auch Jungen – also. Jetzt war die Freude an der Sache verleidet.

Der Unfall kam zusammen mit einer gewissen Krise meines Wesens – ich hatte plötzlich Freude am Bücherlesen bekommen. Ich verschenkte den Rest meiner Kölschen und zog mich in die Einsamkeit unseres Flachsstalles zurück. Dort stand ein altes Sofa mit jäh empor stehenden Sprungfedern, aus dem zerrissenen Überzuge schaute der Werg überall hervor! Mir war es ein willkommenes Polster! Viele, viele Nachmittage habe ich auf dem Sofa gelegen und geschmökert. Wo im Ort ein Buch war, beim Schuhmacher, beim Schneider, bei meinen Altersgenossen – ich machte es ausfindig und verschlang es! Natürlich auch alles, was bei uns zu Hause war! Unsere Bibliothek war nicht sehr reichhaltig, aber ein geheimer Schatz war doch da! Auf dem Boden, in einer Rumpelkammer, lagen einige zerfetzte Schmöcker. Woher sie stammten, mag Gott wissen. Ich aber saß stundenlang auf einer alten Kiste an der Dachluke und las! Es waren die Erzählungen aus 1001 Nacht – nicht für Kinderseelen bearbeitet – aber was tat das! Ich las und las, wenn ich auch²⁶ vieles nicht verstand! Ich erinnere mich auch einer Geschichte der Mormonen, die mich sehr interessierte. Wie vieles für Kinderhirn nicht Bestimmte mag damals an mir vorbeigegangen sein. Schaden hat es mir nicht getan. Es waren Worte, über die ich nicht weiter nachdachte. Ähnliche Dinge gab es ja auch in der Bibel. Wir übersetzten aus dem Hebräischen ins Deutsche manche der heiklen Szenen, an denen das alte Testament so reich ist – wir fragten nicht mal den Lehrer nach der Bedeutung – an Kindern zieht so vieles unbewusst vorüber! Auch Wieland las ich damals – absolut keine Kinderlektüre – und den Münchhausen in der Reklam-Ausgabe. Der Sinn ist mir gewiss nicht verständlich geworden und die Schönheit des Oberhofes habe ich erst später würdigen lernen!

Durch die Leserei wurde ich meiner Kindergesellschaft fremder – ich beteiligte mich wenig mehr an den gemeinsamen Spielen, streifte aber mit dem einen oder anderen viel in den waldreichen Gebieten der Umgebung umher. Die Niederung, in der meine

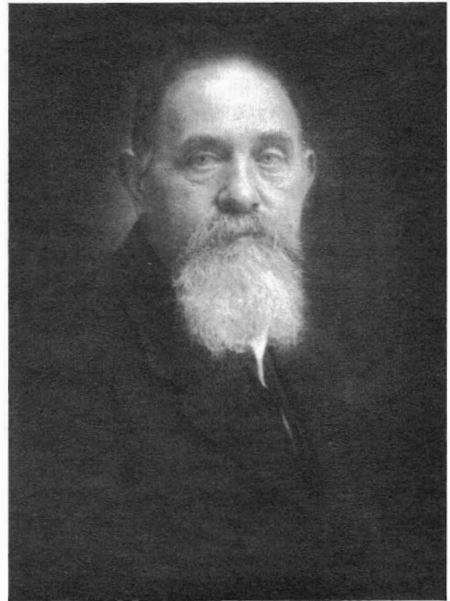
24 Zur Textilfabrikantenfamilie Symons vgl. PETERS, II, S. 463f. und passim. Die Symons'schen Häuser standen in unmittelbarer Nachbarschaft des Geschäftes von Simon Grunewald (heute Sparkasse); Abbildung siehe ebenda, S. 273. – Zu den Kauwertz'schen Unternehmungen vgl. ebd. passim.

25 Siehe SIEMES a.a.O., S. 466.

26 Das Wort „auch“ fehlt in der Vorlage.

Heimat liegt, ist nach Norden, Süden und Osten ziemlich fruchtbar, nach Westen zu aber sandig, die See ist nicht weit, offenbar ist es eine Dünenlandschaft. Diese war mit Kiefergebüsch bepflanzt, Tannenhochwald war selten, ebenso größere Laubbäume, dagegen ziemlich viel Buchen-, Birken- und Erlengestrüpp. Dieses Gebüsch fing dicht hinter unserem Garten an und erstreckte sich meilenweit über die Grenze hinüber auf holländisches Gebiet nach Roermond zu. Von diesem Waldgebiet kannte ich nur den Rand, sehr weit wagten wir uns nicht hinein – die Wege waren schlecht, ihr Ziel unbestimmt und uns jedenfalls nicht bekannt. So blieben wir stets auf bekannten Pfaden, aber für die kindliche Unternehmungslust blieb doch Spielraum genug. Wir jagten Eichhörnchen, fingen im sumpfigen Ried Frösche und Kaulquappen, bohrten im Frühjahr die Birken an und vergoren den Saft, schnitten Weiden zu Flöten u.s.f. Nie kehrte man ohne eine schöne Gerte aus dem Busche heim. Der plattdeutsche Ausdruck für den Busch war „Peschen“. Von Wild gab es nur Hasen und Kaninchen, letztere in der Überzahl. Die Jagd war an einen alten Kaufmann namens Kawertz²⁷ verpachtet. Er war bei den Kindern sehr beliebt. Er nahm, wen er gerade traf, auf seinen Streiferein mit, und die Witze, mit denen er geladen war und die er uns reichlich mitteilte, waren gelegentlich recht saftig. Aber für uns galt damals: *naturalia non sunt turpia*²⁸.

Der heimische Dialekt war das Plattdeutsche. Ein jeder verstand und sprach es, doch war die Umgangssprache für die besseren Familien das Hochdeutsche. Auch in unserm Hause wurde nur Hochdeutsch gesprochen. Merkwürdigerweise sprachen die katholischen Familien, auch soweit sie zu den Honoratioren gehörten, in ihrer Familie Plattdeutsch, die Protestanten Hochdeutsch. Jene waren die Stammesbewohner der Gegend, die letzteren eingewanderte Kaufleute, die sich den Umschlagsverkehr der Grenze zu Nutzen gemacht und ihre Geschäfte auf ihm aufgebaut hatten²⁹. Es waren Familien von sehr guter Herkunft, mit den reichen Kaufleuten von Gladbach, Krefeld, Elberfeld u.s.w. verwandt. Dass sie der neuen Zeit gegenüber ihre aristokratische Stellung nicht behaupten konnten, habe ich schon erzählt. Gerade in meiner Jugend fingen sie an, schnell zurückzugehen.



Dr. Julius Grunewald: Altersbildnis.

27 Gemeint ist Friedrich Wilhelm Kawertz, der zur hier geschilderten Zeit erst im Alter von etwa 50 Jahren stand, dem Kind Julius Grunewald aber als alter Mann erschien. Er war zu dieser Zeit Erster Beigeordneter von Kaldenkirchen, wie schon vorher sein Vater Peter Wilhelm Kawertz, der auch Stellvertretender Abgeordneter des Provinziallandtages war. Vgl. PETERS, II, S. 306 und Vera TORUNSKY, Die Abgeordneten der Rheinischen Provinziallandtage und Landschaftsversammlungen. Band 1, Köln 1998, S. 249f.

28 *Natürliches ist nicht schändlich.*

29 Das gilt zwar für einige Familien, ein großer Teil der reformierten Gemeinde gehörte aber durchaus alteingesessenen Familien an. Vgl. die Darstellung der evangelischen Gemeindegeschichte bei PETERS I und II.

Der plattdeutsche Dialekt meiner Heimat unterschied sich stark von dem Holländischen, obgleich die Grenze nur eine halbe Stunde entfernt war und ein starker wechselseitiger Verkehr bestand. Wir verstanden das Holländische dem Gehör nach, aber wir sprachen es gar nicht oder mangelhaft. Auch in Kleve herrschte das Niederdeutsche, aber es war dem Holländischen nahe verwandt und ein Klever konnte sich in Nijmegen, Amsterdam und Rotterdam wie zu Hause bewegen. Die Beziehungen der Klever Bevölkerung zu Holland waren auch viel enger als die meiner Heimat.

Unser nächster holländischer Ort war Venlo. Es war eine Stunde von Kaldenkirchen entfernt. Venlo an der Maas war ein betriebsames Handelsstädtchen, etwa doppelt so groß wie Kaldenkirchen, aber von viel vornehmerem Zuschnitt. Es hatte viele reiche Leute, bedeutende Kaufleute und Spediteure, der Verkehr auf der Maas machte sich geltend! Ein Marsch nach Venlo gehörte zu unseren größten Vergnügungen! Ich bin die Landstraße gewiss hundert mal gewandert. An schulfreien Nachmittagen schickte uns unsere Mutter hin, Kolonialwaren, besonders Kaffee dort einzukaufen, der billiger und besser war. Ein kleines Quantum war für jeden zollfrei und das lohnte den Weg für ein Trüppchen Kinder! In Venlo gab es für uns starke Anreize: gute Feigen konnte man verhältnismäßig billig kaufen, wir erstanden meist für den Mann ein Pfund und sie bildeten unsere Zehrung auf dem Rückweg. Die holländischen Kinder kannten unsere Leidenschaft und riefen uns nach: „Figgefreter“ Feigenfresser. Auch nannten sie uns „Prüsssche Moffel“ preußische Stinker!

Es herrschte in dem Grenzbezirk ein starker Hass gegen Preußen. Im großen Kriege hat die holländische öffentliche Meinung ganz auf französischer Seite gestanden, der König Wilhelm III., ein notorischer Trunkenbold, hatte sich kriegerisch gegen Deutschland wenden wollen, und nur mit Mühe hatte ihn sein kluger Minister davon zurückgehalten. Aber die schwere Niederlage Frankreichs hatte den Hass gegen Deutschland oder vielmehr gegen Preußen nur gesteigert; besonders in den katholischen Provinzen – und Limburg, unser Grenzbezirk, war stark katholisch – erblickte man in dem deutschen Sieg gleichzeitig einen Sieg des Protestantismus. Der ohnmächtige Hass entlud sich in Beschimpfungen, wo sie straflos möglich waren. Wir unsererseits verachteten die Holländer. Sie waren unwissend, hatten keine richtigen Schulen, konnten nicht lesen und schreiben, das Militär war ein Söldnerheer, die Hefe des Volkes! Kein anständiger Mensch diente im Heere, es bestand der Form nach allgemeine Dienstpflicht, aber man konnte sich durch einen Stellvertreter „remplacant“ freikaufen. Darauf ging die wichtigste Sorge der Väter, die Kosten für einen remplacant für ihre Söhne aufzubringen, und sie brachten dafür jedes Opfer! Das war uns preußischen Knaben ein unglaublicher Zustand. Das holländische Militär war auch danach, ohne Disziplin, Trunkenbolde ohne jedes bürgerliche Ansehen! Natürlich bestand auch, wie auch heute noch (1916) Hass gegen den preußischen Militarismus! Aber es war der Hass eines falschen Freiheitsideals, einer *laissez faire, laissez aller*-Manier, mit der man in Holland lebte, gegen die Ordnung und gegen die Disziplin. Das Bürgertum war faul, genussüchtig, von unglaublicher Oberflächlichkeit in allen geistigen Dingen, von französischem Libertinismus; der Bauer stumpfsinnig, fanatisch katholisch, das Proletariat schmutzig, unflätig, der Alkoholismus – in Form starker Schnäpse, *Genever* – in allen Schichten stark verbreitet. Das alles sahen wir mehr oder weniger bewusst schon als Kinder, und deshalb vergalten wir den holländischen Hass mit tiefster Verachtung! Die Zeit hat gelehrt, dass die Dinge prinzipiell bis heute die gleichen geblieben sind, auch in unserem jetzigen großen Kriege gehören die Holländer zu unseren übelsten Nachbarn, glücklicherweise müssen sie die Faust im Sack ballen. – Wie sich in Zukunft unser Verhältnis zu Holland gestalten wird, mag der Himmel wissen. An der

Kleveschen Seite war das Verhältnis zwischen Preußen und Holländern wesentlich besser – wahrscheinlich wegen des stark protestantischen Einschlags der holländischen Grenzbevölkerung.

Den Juden ging es übrigens in Holland besser als in Preußen. Antisemitismus gab es nicht – der Jude war nicht nur vor dem Gesetze, sondern auch in der Praxis des Lebens gleichberechtigt. Sie konnten jede Art Beamtenstellung erreichen, auch jüdische Offiziere gab es im holländischen Heere! Aber im allgemeinen machten die holländischen Juden von dieser Bewegungsfreiheit keinen Gebrauch – sie waren durchweg Händler, größere oder kleinere! Die Eigenschaften eines Beamten fehlten ihnen, sie zogen die Möglichkeit freien Erwerbes, die Selbständigkeit der Gebundenheit vor! Selbst die jüdischen Lehrer in Venlo beschränkten sich nicht auf ihren Beruf, sondern handelten mit irgendetwas, mit Mazzot³⁰ oder mit dem zum Kult erforderlichen Gegenständen, Tefilim (Gebetbücher), Taleiřim³¹ (Gebetmäntel), Zizzot (Schauriemen), aber auch mit Käse und Zigaretten und dergleichen. Bei einem besonders intelligenten entwickelte sich das Käsegeschäft so, dass er den Lehrerberuf an den Nagel hing.

Dass uns als Juden die staatlichen Laufbahnen verschlossen waren, wurde zwar theoretisch als höchst unwürdig bezeichnet, besonders in Zeitungen, Erörterungen und dergleichen. Praktisch war es für die niederrheinischen Juden gleichgültig, von ihnen erhoben sich überhaupt nur ganz wenige aus der Sphäre des Kleinhändlertums! Kommunale Ehrenämter waren ihnen zugänglich. Mein verstorbener Vater hätte Stadtverordneter werden können, wenn er diese Würde aus ultramontanen Händen hätte entgegennehmen wollen. Aber dagegen sträubte sich – sehr zu seinem materiellen Schaden – seine Empfindung. Als der Kulturkampf einsetzte, stellte er sich rückhaltlos auf die³² liberale Seite³³. Er nützte damit der Sache nicht viel, schadete aber seinem Geschäfte unendlich. Seine Kundschaft bestand aus katholischen Bauern! Sobald seine liberale Gesinnung bekannt wurde, verlor er fast wie mit einem Schlage seine Kunden, unser großer Laden stand leer! Er war gezwungen, sein Geschäft umzumodeln! Neben dem Schnittwarengeschäft, das beibehalten wurde, errichtete er eine Uniform-Schneiderei! Seine Kundschaft wurden nun die zahlreichen Grenzwächter an der deutsch-holländischen Grenze!

Meine Brüder suchten die einzelnen Kunden auf und nahmen die Bestellungen entgegen, die zu Hause angefertigt wurden. In unserem Hinterhause wurde eine Schneiderwerkstätte eingerichtet, der ein Zuschneider vorstand. Fünf bis sechs Gesellen waren dort tätig, meist angesessene Kleinmeister, die sich aus eigenem nicht halten konnten und froh waren, regelmäßige Lohnarbeit zu erhalten. Einzelne Schneider arbeiteten auch in ihrer Wohnung – als Heimarbeiter! Das Geschäft entwickelte sich zuerst sehr gut. Die Uniformen wurden den Beamten auf Kredit geliefert und sie zahlten jeden Monat einen kleinen Teil ihrer Schuld ab. Infolge dessen strömten in den ersten Tagen des Monats, nach Empfang des Gehaltes, zahlreiche Postanweisungen, mit meist kleinen Beträgen, drei bis 10 Mark, in unser Haus! Das Ganze erschien recht nahrhaft, erforderte aber bei dem ausgedehnten Kreditwesen großes Kapital. So lange mein Vater noch vermögend war, konnte er damit durchhalten. Als sein Besitz langsam

30 *Ungesäuerte Brote.*

31 *Tallit, Tallidot = Gebetsmantel.*

32 *Artikel fehlt in der Vorlage.*

33 *Damit passt er sich vollkommen ein in das Bild der eindeutigen Parteinahme der Juden für die nationalen und liberalen Ideen und ihre Organisationen, das z.B. Eleonore FÖHLES, Kulturkampf und katholisches Milieu 1866–1890 in den niederrheinischen Kreisen Kempen und Geldern und der Stadt Viersen. (= Schriftreihe des Kreises Viersen 40), Viersen 1995, u.a. S. 276 und 287, zeichnet.*

verrann, musste er für seine Person größere Bankkredite in Anspruch nehmen. Ob ihn der Bankier nicht ausgeschlachtet hat, weiß ich nicht, ich vermute es aber! Denn ich weiß, die zu zahlenden Zinsen summten sich am Ende des Jahres erheblich. Mein Vater, der in Geldsachen sehr peinlich war und nie einen Groschen Zins genommen hatte, geriet in ein Wechselwesen, und musste schließlich auch eine Hypothek auf sein Haus aufnehmen.

Die an sich gute Idee der Uniformfabrik war von meinem ältesten Bruder Emil ausgegangen, und er hatte die Sache auch ins Werk gesetzt. Er war aber auch nicht ohne Schuld daran, dass die Sache schließlich bergab ging. Den größten Teil der Schuld an dem Ruin meiner Eltern hat freilich mein zweiter Bruder Albert gehabt. Die Erinnerung an ihn gehört zu den traurigsten Teilen meiner Kindheit. Vielleicht komme ich auf diese Dinge noch zurück, der Vollständigkeit halber, denn im Grunde tut mir die Erinnerung an diese Dinge zu weh, und ich verweile nicht gern dabei.

...

Familie und Haus

Meine Tochter Lili, die die Bogen bisher durchgelesen hat, erinnert mich daran, dass ich bisher von der eigentlichen Familie noch recht wenig gesagt habe. Ich bin mir dessen wohl bewusst. Ich habe es mit Absicht nur gestreift, weil Vieles zu sagen peinlich ist, selbst die Erinnerung ist für mich heute noch schmerzhaft. Aber da ich diese Blätter für meine Kinder und so Gott will Kindeskindern schreibe und ich selbst aus vielem Traurigen in meinem Elternhaus für mein eigenes Leben sehr viel gelernt habe, so ist es besser, auch über dieses Kapitel nicht hinwegzuhuschen, sondern es gerade heraus niederzuschreiben!

Woher meine Eltern stammten, und in welcher Weise sie ihren Hausstand begründeten, habe ich schon erzählt. Auch dass der Vater unendlich fleißig war, und dass die Mutter die Seele von Geschäft und Haus war, habe ich mitgeteilt. Es ging alles vortrefflich, solange die Kinder klein waren, mehrte sich der Wohlstand, damit wuchs auch das Ansehen meines Vaters und er wuchs über die kleinen Verhältnisse der übrigen Juden Kaldenkirchens und der Umgebung äußerlich und innerlich bald hinaus! In unserem Hause herrschte auch nicht der orthodoxe Geist, der die anderen Juden völlig erfüllte. Die Zeitung kam täglich ins Haus und gab dem Geiste regelmäßige Nahrung. Dass auch in der Geselligkeit ein gewisses Streben nach etwas Höherem herrschte, habe ich schon erzählt.

Das Wichtigste erschien den Eltern die Bildung der Kinder! Besonders war in dieser Hinsicht meine Mutter die treibende Kraft. Uns gut zu schulen und damit für das Leben leistungsfähig zu machen, war ihre Hauptaufgabe. So kam es denn, dass schon mein ältester Bruder Emil die Rektoratschule besuchte. Er war gewiss der erste Jude der ganzen Gegend, der einer höheren christlichen Schulung zugeführt wurde. Das bedeutete einen Bruch mit der Tradition, und meine Mutter hat es gewiss nicht ohne Kämpfe erreicht, Kämpfe besonders mit dem starr orthodoxen Onkel Joseph, der von den „neumodischen Possen“ mit Recht für die Orthodoxie seiner Schäfchen fürchtete. Ebenso besuchte meine älteste Schwester Henriette die kleine höhere private Töchterschule³⁴, die sonst nur die Aristokraten des Ortes besuchten. Beide waren gut begabt, wie wir alle, fast ausnahmslos!

Mein Bruder Emil absolvierte die Rektoratschule gut und kam dann auf die Secunda der Realschule in Lippstadt in Westfalen. Diese erfreute sich damals unter Leitung des

34 Vgl. PETERS, II, S. 419.

Direktors Ostendorf³⁵ eines guten Rufes! Er war auch dort ein guter Schüler! Er zeichnete sich besonders in der Mathematik aus, für die er besonders begabt war, hatte aber auch für Physik und Chemie Verständnis. Es ist schade, dass er nicht studiert hat. Er hätte gewiss seine Aufgabe im Leben besser erfüllt als als Kaufmann. Möglicherweise hätte sich seine Begabung zu etwas Bedeutendem entfaltet, indes kann man das natürlich nur vermuten. Nach einem Jahre hatte er sich in Lippstadt das einjährige Zeugnis erworben und kam in das väterliche Geschäft, dem Namen nach als Lehrling. Tatsächlich war er von jetzt ab der Herr des Hauses!³⁶ Mein Vater war stolz auf ihn, und man kann das verstehen, wenn man die Verhältnisse würdigt, denn sein, eines Juden Sohn hatte die selbe Schulung und damit auch die selbe Stellung erworben, die die Aristokraten des Ortes beanspruchten. Er machte auch den selben weiteren Lehrgang durch, denn – sehr zum Schaden der Jünglinge – war es in Kaldenkirchen allgemeine Sitte, dass die Söhne nach der Schule ohne Weiteres in das väterliche Geschäft eintraten. Warum sollte es bei uns anders sein? Jedenfalls fühlte er sich nicht einen Augenblick als Lehrling, und das war ganz natürlich, denn er war meinem Vater an formalem Wissen, auch an kaufmännischem Wissen überlegen.

Mein Vater hatte seine Bücher schlecht und recht nach Krämerart geführt, und das hatte für seine Zwecke auch genügt. Mein Bruder führte zwar die kaufmännische Buchführung ein, aber an Ordnung war damit nicht gewonnen, eher das Gegenteil. Das System war komplizierter, und damit den Irrtümern Tür und Tor eher geöffnet als bei der einfachen Buchführung meines Vaters, die aus Kladde und Hauptbuch bestand. Die Tätigkeit im väterlichen Geschäft ließ meinem Bruder viel freie Zeit – er verfiel deshalb auf allerlei Torheiten!

Er machte chemische Experimente mit gänzlich unzureichenden Kenntnissen und Mitteln, die für seine Kleidung und die Sauberkeit des Hauses gefährlich wurden! Las er in der Zeitung irgendein Rezept, und wenn es noch so albern war, so machte er es nach. So wollte er eines Tages Kohlen aus Lehm herstellen. Er warf sich zum Erzieher der jungen Kinder auf und strafte sie nach Gutdünken. Wir hatten im Hause eine dunkle Ecke, die dadurch entstanden war, dass zwei Teile des Hauses ungeschickt aneinander gefügt waren! Meine Mutter nutzte sie als Kleiderkammer, wir nannten sie das „Spinsgen“. In dieses sperrte mein Bruder uns ein, wenn wir nach seiner Meinung in der Schule schlecht gewesen waren! Ich hatte damals wohl eine Spielerperiode und kam im Schreiben nicht vorwärts! Ich schrieb wochenlang das Wörtchen „nun“ in mein Heft, ohne die Zufriedenheit v. Bergh's zu erzielen, und musste es immer wiederholen! Ich zitterte jeden Mittag vor dem Heimkommen, nicht etwa wegen meiner guten Eltern, sondern weil mich „der Spinsmeister“ ohne Gnade und Barmherzigkeit einschloss. Ich gab mich willenlos in mein Schicksal. Damals ist eine Konstellation der jungen Geschwister gegen den älteren Bruder zustande gekommen, die das ganze Leben hindurch bestanden hat.

Er war auch praktisch begabt und konnte hübsche Gedichte machen. Aber er benutzte diese Begabung am liebsten zu Spottversen. Kein Mensch in Kaldenkirchen war in dieser Hinsicht sicher vor ihm, er behielt auch seine Pasquille nicht für sich, sondern verbreitete sie nach Möglichkeit. Dadurch war er sehr bald höchst unbeliebt und in allerlei Streitigkeiten verwickelt, umso mehr als er auch in den beiden besseren Wirts-

35 *Ein Lebensbild Julius Ostendorfs zeichnete Joseph HENGESBACH in: Westfälische Lebensbilder, Bd. 3,3. 1934, S. 434–447.*

36 *Durchstrichen folgt: „Seine Bildung imponierte dem Vater und nicht wenigen meiner Brüder selbst so sehr.“*

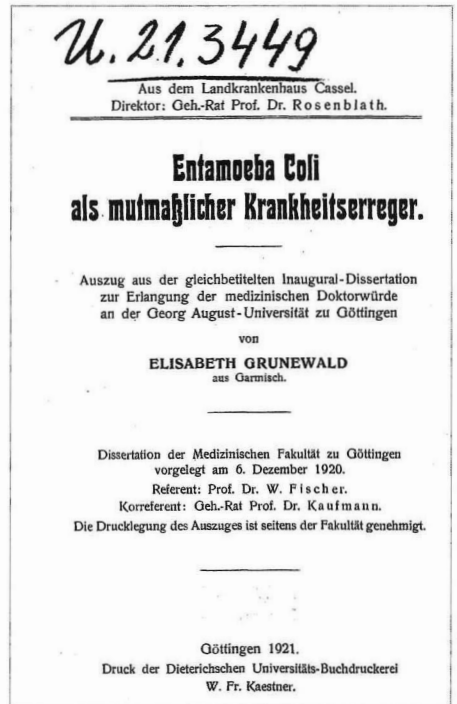
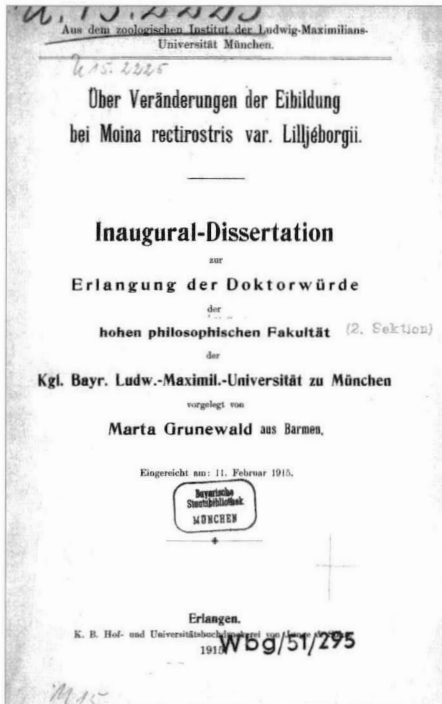
häusern des Ortes, in denen die Jeunesse dorée verkehrte, seine Zunge unbekümmert sich gehen ließ. Die Folge davon war, dass er bald hier, bald dort herausgeschmissen wurde. War ihm ein solches Malheur passiert, so verlangte er vom ganzen Hause, dass es seine Partei nahm und den Verkehr mit den Leuten abbrach, die ihn schmäzlich beleidigt hatten! Unsere guten Eltern hatten nie Feinde gehabt, jetzt waren sie durch ihren Sohn überall broulliert, und auch wir Jüngeren glaubten, so viel Corpsgeist haben zu müssen, ihm beizustehen. Hatte Emil sich mit dem Vater oder älteren Bruder überworfen, so war es für uns alle selbstverständlich, dass wir uns auch von den jüngeren Geschwistern dieses Hauses, die bis dahin unsere besten Freunde gewesen waren, fern hielten. Kurzum, unsere Lage wurde durch unseren Bruder Emil in keiner Hinsicht besser! Dass das Bauerngeschäft zurückging, war nicht eigentlich seine Schuld! Er war darin auch recht fleißig und willig, und als es so weit zurückgegangen war, dass die Familie nicht mehr darauf bestehen konnte, war seiner Initiative die Aufnahme des Uniformgeschäfts zu verdanken. Er organisierte es ganz aus eigenem, war unermüdlich in der Anwerbung neuer Kunden, der Auffindung neuer Bezugsquellen und dergleichen.

Ganz eigenartig war seine religiöse Stellung! Er hatte in Lippstadt einen Brocken der materialistischen Weltauffassung angenommen³⁷, war im Stande, sich pathetisch als Atheisten zu bekennen, und dergleichen. Das hinderte ihn aber nicht, die religiösen Zeremonien sorgfältig inne zu halten und zeitweilig in einen orthodoxen Paroxysmus zu geraten, der jedes Maß überstieg. Die Familie bekam von allem ihren Teil, von seinem Skeptizismus sowohl als von seiner religiösen Inbrunst, und wenn er gerade seine fromme Periode hatte, so verlangte er auch von uns strengsten Kirchgang und Sonstiges! Sein zweiter Übername war daher „unseres Herrgotts Gendarm“. Der ganze Mensch setzte sich aus Widersprüchen zusammen! Er war hochbegabt, aber der Mangel an Selbsterziehung machte aus der Begabung Fehler, sie machte ihn dünnköpfig, ohne dass er etwas leistete. Wäre er von Jugend an auf sich selbst angewiesen gewesen, oder hätte er einen strengen Lehrmeister gehabt, so wäre vielleicht etwas recht Tüchtiges aus ihm geworden. So hat er sich – stets der Gleiche – durch ein recht unglückliches Leben hindurchgeschleppt und später als Familienvater alle Phasen eines mittellosen Kaufmanns durchgekostet.

Aber er war von Gesinnung ehrenhaft und anständig und hatte stets ein gewisses Streben nach Höherem. Das kann man von meinem zweitältesten Bruder Albert leider nicht sagen. Auch er hatte gute geistige Fähigkeiten, war insbesondere durch eine schöne Gesangsstimme ausgezeichnet. Wäre er Sänger geworden, so wäre er vielleicht berühmt geworden! Aber die Vorstellung, es könne einer von Beruf Sänger sein, hatte in Kaldenkirchen keinen Boden. Albert war von Jugend auf ein Taugenichts. Von Jugend auf war er lügenhaft, faul und unehrlich. Ich war anderthalb Jahre jünger als er. Aber ich verkehrte so gut wie gar nicht mit ihm. Er hatte ganz andere Freunde und lebte in einem ganz anderen Kreise. Während wir anderen Kinder nur gelegentlich ein paar Pfennige bekamen, hatte Albert immer Geld! Damals hatte ich keine Ahnung, woher, ich glaube, es sei das Recht des Älteren, immer Geld zu haben! Tatsächlich bestahl er die Ladenkasse! Das war ganz einfach, denn das Geld befand sich in einer offenen Schublade, die jedermann zugänglich war. Abends wurde sie geleert. Was drin war, war drin, Kasse wurde nicht gemacht. Das war damals allgemeine Sitte! In Häusern, in denen viel Bargeld rollte, wurde es im Einzelnen nicht so genau gezählt. So war dem Diebstahl Tür und Tor geöffnet.

37 In Lippstadt lehrte der Darwinianer Hermann Müller, wie Anm. 35, S. 442 f.

Gesang und Musik spielten im Leben der Kaldenkirchener Familie Grunewald eine äußerst wichtige Rolle. Das fand seine Fortsetzung in den nächsten Generationen. Hier Julius' musizierende Töchter Marta und Elisabeth etwa um 1910. Martas Tochter Annebet Perls geb. Löwenstein, die heute 87jährig in Pacific Palisades lebt, und der der Herausgeber dieser Kindheits- und Jugendgeschichte ihres Großvaters entscheidende und lebenswürdige Hilfe verdankt, war Opernsängerin.



Auch der enorm ausgeprägte Drang nach mehr Bildung war im Elternhaus an der Kehrstraße in Kaldenkirchen grundgelegt worden. Julius' Töchter gehören zur ersten Generation der Frauen in Deutschland, die hier promoviert wurden. Unten links die zoologische Dissertation von Marta Grunewald, München 1915, rechts die medizinische Dissertation von Elisabeth Grunewald, Göttingen 1921. Ihrer beiden Ehemänner waren herausragende Wissenschaftler.



Vier Generationen auf einem Bild von ca. 1925: rechts Rosa Rubensohn geb. Herrlich (1838–1931), links Julie Grunewald geb. Rubensohn, Julius' Ehefrau (1864–1966), Mitte oben Dr. Marta Löwenstein geb. Grunewald (1889–1965) mit Annebet (* 1922), unten Dr. Elisabeth (Lili) Landé geb. Grunewald (1893–1965) mit Karl Hermann (1924–2005).

Natürlich war Albert auch ein schlechter Schüler und verließ die Rektoratschule, ohne dass auch nur ein Versuch gemacht wurde, ihn nach auswärts aufs Gymnasium zu schicken. Natürlich kam auch er in das väterliche Geschäft. Das war Wasser auf seine Mühle. Sehr bald wurde er auf Geschäftsreisen geschickt. Angetan wie ein Gigerl, von einer übertriebenen und deshalb ganz falschen Eleganz zog er hinaus! Draußen trieb er sich umher, gab das Geld in vollen Händen aus! Ende der Woche kehrte er stets mit massenhaften Aufträgen heim. Auch wenig Geld hatte er ausgegeben! Mein Vater schmunzelte, der Junge machte sich, er war offenbar ein tüchtiger Kaufmann. Die Aufträge wurden ausgeführt und in die Welt hinausgeschickt. Sie waren fingiert, mein Bruder sandte sie an alle möglichen Leute, die mit ihm unter einer Decke steckten, verschleuderte und verschenkte sie. Er kassierte Geld ein, wo er konnte. In den ersten Tagen des Monats fing er den Briefträger ab und nahm ihm die eingehenden Postanweisungen ab und kassierte sie ein. Diese Dinge zu verstecken, war eine Kleinigkeit, denn es waren ihm ja alle Bücher zugänglich. Beschäftigte er sich eifrig mit ihnen, so lobte mein Vater seinen Fleiß. Mein Vater hatte überhaupt eine Schwäche für ihn; er war von angenehmem Äußeren, gut gewachsen, hatte eine schöne Stimme und konnte schon von Jugend an den Vorbeter machen, worauf mein Vater stolz war, und worin ihn die Gemeinde bestärkte. Denn bei allen Leuten war Albert beliebt. Er war jedermann gefällig, freigebig, verkehrte mit Creti und Pleti auf Du und Du, er war aller Welt Freund!

Es gibt solche Leute, die bereit sind, die Interessen von Vater und Mutter, Weib und Kind für jedermann herzugeben, um nur als gut verschrienen zu werden. Tatsächlich sind sie die schlimmsten Frevler. Man darf erst dann anfangen, an Außenstehende zu denken, wenn die eigenen Interessen und die der einem Nahestehenden gut verankert sind. Charity begins at home. Jeder soll seine eigenen Dinge ordentlich und energisch führen, dann wird Gott auch für alle sorgen! Ich kann Euch, meine lieben Kinder, das nicht genug ans Herz legen. Auch Ihr neigt dazu, Euch an Andere, Fremde auszugeben, zur Erheiterung des Tertius gaudens³⁸, der über die Dummen lacht. Man sei unerschuldigt wie die Taube, meinerwegen, aber man muss auch klug sein wie die Schlange. Der Durchschnittsmensch ist kein Engel, und man tut gut, sich vor ihm zu hüten.

Während mein Bruder Albert vor den Leuten als braver, prächtiger, hübscher, gefälliger und liebenswürdiger Mensch einher schritt, untergrub er systematisch und mit den schändlichsten Mitteln den Bestand seiner Familie und brachte die Eltern an den Bettelstab. Natürlich kamen die Dinge doch bald ans Tageslicht, und nun gab es große Szenen. Albert wurde zur Rede gestellt, stellte sich verzweifelt, weinte, schwur Reue, verweigerte Tage lang die Nahrung, so dass meine Eltern wieder ganz ängstlich wurden und um gut Wetter baten! Oder er war verschwunden, man wollte ihn in der Nähe des Wallgrabens gesehen haben, wie vorsichtige Erkundigungen ergaben, zu denen wir Kinder in alle Winde hinaus geschickt wurden³⁹. Kam er dann wieder, so war alles wieder gut. Tatsächlich hatte er sich in solchen Tagen in zweifelhaften Spelunken umhergetrieben, und die Nahrung konnte er leicht verweigern, denn er speiste inzwischen besser als wir aus seinen geheimen Vorräten.

Diese Dinge wiederholten sich immer wieder! Albert, Albert war die einzige Sorge im Hause. Wie glücklich waren wir ohne ihn gewesen, aber er lastete wie ein Alp im Hause. Stets waren die Eltern in Sorge, es möchte etwas von seinem Treiben an die Öffentlichkeit dringen. Denn es sollte unter allen Umständen die Front rein gehalten

38 *Der lachende Dritte.*

39 *Das Wort fehlt in der Vorlage.*

werden, kein Mensch im Orte sollte etwas davon erfahren, damit die Reputation der Familie nicht leide. So ging das jahraus jahrein weiter und Haus und Geschäft kamen immer weiter auf die schiefe Ebene. Endlich kam Albert zum Militär, aber es war schon zu spät. Der Wohlstand der Familie war untergraben! Nur mit Mühe konnte der Vater seine Zahlungsfähigkeit aufrecht erhalten! Jede Warenbestellung wurde möglichst vermieden, soweit sie nicht unbedingt nötig war, um nicht beim Zahlungstermin in Verlegenheit zu geraten.

Übrigens setzte Albert, der in Köln diente, seine Unterschlagungen auch dort fort. Wir hatten in Köln Kunden, bei denen Albert am Ersten des Monats pünktlich erschien und kassierte: Natürlich konnte er jetzt die Bücher nicht mehr führen, und so gab es mit den Kölner Kunden massenhaften Verdross, es wurden Leute gemahnt, die längst gezahlt hatten. Die Eltern waren so schwach, immer wieder alles zuzudecken und sich mit Irrtümern zu entschuldigen.

Auch sonst tat Albert beim Militär nicht gut. Es dauerte nicht lange, so kam er mit den Militärgesetzen in Konflikt und aus dem Arrest nicht mehr heraus! Er soll auch schließlich zum Soldaten II. Klasse degradiert worden sein, Bestimmtes weiß ich aber darüber nicht. Nach beendeter Militärzeit ist er ins väterliche Haus nicht mehr zurückgekehrt, sondern nahm in einem Geschäft eine Stellung an! Von dort musste er Hals über Kopf weg! Er floh nach Amerika! Dort soll er sich gebessert haben! Er verheiratete sich und hatte mehrere Kinder. Er schrieb später noch an die Eltern! Seine Briefe waren so harmlos, als ob er stets das reinste Schäflein gewesen wäre! Trotzdem war meine Mutter – mein Vater war schon tot – sehr glücklich mit ihnen und ihr heißester Wunsch war, ihn nochmals zu sehen! Wir Geschwister haben aber jede Beziehung zu ihm abgelehnt! Elternliebe ist sehr unerschöpflich. Sehr zum Nachteil der Kinder! Hätten die Eltern die Kraft besessen, sich von diesem schlechten Reis, dessen schlechte Eigenschaften schon in frühester Jugend zutage traten, rechtzeitig zu trennen, – später musste es ja doch geschehen – so hätten sie nicht nur sich und die Familie von Ruin und unaufhörlichem Kummer bewahrt, sondern er wäre vielleicht auch gebessert worden! Denn so gut wie später hätte ihn das Leben auch früher erziehen können! Er war im übrigen gut veranlagt, und wenn er seine Anlagen zum Guten anstatt zum Schlimmen verwendet hätte, so hätte etwas recht Ordentliches aus ihm werden können!

Ich habe aus der Geschichte meiner Familie für mein eigenes Leben sehr viel gelernt. Ich habe gesehen, wie eine Familie emporkommen und wieder niedergehen kann⁴⁰. Es ist mir gelungen, auf der sozialen Stufenleiter wieder etwas emporzusteigen und ein Vermögen zu erwerben, was mir und meiner Familie ein sorgenfreies Leben ermöglicht. Mein ganzes Bestreben geht dahin, der Familie diese Grundlagen zu erhalten. Ich hoffe, dass diese Zeilen dazu beitragen werden, meine Kinder etwas vorsichtiger zu machen und sie zu überzeugen, dass man vor den Gefährdungen des Lebens stets auf der Hut sein muss. Jeder hüte sich vor der schiefen Ebene – nach physikalischen Gesetzen rutscht man umso schneller, je weiter man schon unten ist. Darum hüte man sich vor dem Anfang – *principiis obsta*⁴¹. ...

Am meisten litt unter all diesen Dingen neben meinen Eltern meine Schwester Henriette! Sie war schon alt genug, die Sachlage zu würdigen, aber ohnmächtig, ihr entgegenzutreten. Dem Alter nach steht sie zwischen Emil und Albert. Eine feine, vornehm empfindende Natur, war sie gewissermaßen eingeklemmt zwischen die Beiden.

40 *Es folgt gestrichen: „Es ist mir peinlich die Frage des Verschuldens“.*

41 *Wehret den Anfängen!*

Auch mit Emil war für sie nicht gut Kirschen essen. Er war zuweilen recht gut und zärtlich zu ihr, und es schien, als ob ihre Zukunft ihm mehr als seine eigene am Herzen läge. So mag er auch zeitweilig wirklich empfunden haben, seine Stimmung war jedem Wechsel zwischen Extremen unterworfen. Meist aber behandelte er sie mehr als eine Sache, die zu seiner Bequemlichkeit vorhanden war, brutalisierte sie, wenn es ihm passte, er konnte recht roh sein, wie es ihm gerade lag! Er betrachtete sich als der Ernährer der Familie, schaltete und waltete unumschränkt. Seine tatsächlichen Leistungen waren aber recht gering! Hatte er sich mal eine Woche angestrengt, so ruhte er sich dafür mindestens eben so lang gründlich aus, strich müßig in Haus und Garten umher, und stänkerte in anspruchsvoller Weise. Wie wenig er tatsächlich leistete, hat er später gezeigt, als er selbständig war! Er ist zweimal in Konkurs geraten, war dann wie so viele verkrachte Existenzen, Lebensversicherungsagent, später Agent einer Papierfabrik. Er hielt sich und seine Familie dabei nur notdürftig über Wasser! Als er aus dem väterlichen Hause schied, nahm er dem alten Vater die letzten paar Tausend Mark mit, die noch verfügbar waren, und auch ich, der ich damals in Berlin Assistent war und mir etwa 1000 Mark erspart hatte, musste diese hergeben. Als mein jüngster Bruder Hugo in Mannheim Arzt war, lebte Emil als Versicherungsagent in Frankfurt am Main. Hugo fürchtete seine Besuche ungemein, denn jedes Mal war seine Kasse leer – der gutmütige Junge gab, wenn Emil klagte, wie schlecht es ihm ginge, seinen letzten Groschen her! Auch mich hat er später noch um mehrere Tausend Mark erleichtert. – Doch Schwamm drüber!

Wir anderen Geschwister, Henriette, ich, Amanda, Isidor, Hugo und Hulda lebten unter uns mit den Eltern in inniger Gemeinschaft. Das Familienleben war ganz zurückgezogen, Zerstreuungen gab es gar nicht, an den öffentlichen Lustbarkeiten im Ort nahm niemand teil, sie waren unserem Geschmack nicht angemessen. Wir lasen sehr viel – eine Leihbibliothek in Köln versorgte uns mit Büchern – und gingen sehr viel spazieren. Oft abends nach Tisch noch eine halbe bis eine ganze Stunde aus dem Orte heraus! Diese Spaziergänge habe ich in dauernder Erinnerung. Auch wurde viel musiziert, meine Schwester Amanda hatte eine ausgesprochene Begabung für Musik, spielte und sang mit guter natürlicher Stimme. Die anderen sangen im Chor, und die neuen Lieder, die ich aus Kleve mitbrachte, waren bald aller Eigentum. Wenn wir nicht aus dem Hause gingen, bot unser großer Garten auch Bewegungsfreiheit.

Unser Haus bestand aus einem geräumigen Vorderhause. Die Haustür trennte das Erdgeschoss in einen größeren und einen kleineren Teil. Im größeren lag der Laden mit zwei Nebenstuben, die teils als Lager, teils als Comptoir dienten. Die kleinere Seite enthielt die Wohnstube (zu ebener Erde) und die Küche. Oben befanden sich die Schlafräume, für uns selbst dienten vier Schlafzimmer, ferner war ein geräumiges Gastzimmer, und daneben noch eine gute Stube. Die letztere wurde selten benutzt, in meinen Universitätsjahren diente sie mir in den Ferien als Studierzimmer! Ins Gastzimmer wurden wir bei vorkommenden Krankheitsfällen abgesondert. Alles war einfach, aber überall war Raumverschwendung, es fehlte nicht an Luft und Licht. Beleuchtet wurde, wie überall im Orte, mit Petroleum, mit Kohle geheizt. Die Kohle war billig, mein Vater bezog jeden Winter einen ganzen Waggon aus dem nahen Ruhrrevier. Für die Wasserversorgung diente eine Pumpe. An ihr machten wir auch mit Vorliebe unsere morgendliche Reinigung. Ein Bad gab es weder bei uns noch sonst in Kaldenkirchen. Aber jede Woche wurde einmal der große Waschkessel in der Waschküche geheizt und wir reinigten uns gründlich.

Unsere Ernährung war stets reichlich und gut. Die Küche war koscher. Zweimal täglich gab es Fleisch, mittags gekochtes, abends gesottenes! Unsere Fleischsuppen waren

ausgezeichnet; frisches Gemüse gab es im Sommer in Hülle und Fülle, und in den besten Qualitäten, auch für den Winter wurde reichlich Gemüse eingelegt. Was wir an Kartoffeln brauchten, zogen wir selbst. Schon damals übte meine Mutter die Konservierung feineren Gemüses in Büchsen und durch Trocknen, wir hatten davon den ganzen Winter!

Hinter dem Haupthause war ein geräumiger Hofraum, der einen kleinen Blumen Garten, eine Laube und zwei Grasplätze einschloss. Eine Zeitlang hielten wir eine Ziege! Ihr Tummelplatz war der Grasplatz. Wir haben häufig Kämpfe mit ihr ausgekämpft, obgleich es der Vater streng verboten hatte.

An den Hofraum schloss sich ein geräumiges Hinterhaus, Erdgeschoss und 1. Stockwerk. Es enthielt die Stallräume – Flachsstall, später die Schneiderwerkstätte und die Wohnung des Zuschneiders! Zeitweise war die Höhere Töchterschule dort untergebracht und die Lehrerin wohnte dort.

Dann kam der eigentliche Garten. Er war etwa einen preußischen Morgen groß und zerfiel in den vorderen Gemüsegarten und den hinteren Ziergarten. Dieser Garten war unsere ganze Liebe. Wir verbrachten dort viele Stunden, vom ersten Frühlingsbeginn bis in den späten Herbst hinein. Er unterstand meiner Mutter, die ihn mit Hilfe eines Tagelöhners hegte und pflegte. Ihr Gemüse war ihr Stolz. Sie zog bei weitem mehr als wir selbst brauchen konnten, den Überschuss erhielten die Armen. Heimlich gingen ihre Schützlinge mit gefüllten Körben. Wohltätigkeit war meiner guten Mutter Bedürfnis. Zwischen Juden und Christen machte sie keinen Unterschied. Im Sommer verbrachte sie ganze Vormittage zwischen ihren Beeten, und wenn wir sie sonst nirgendwo finden konnten, steckte sie gewiss zwischen den Stangenbohnen und zwischen den an Reisen hochgezogenen Erbsenstauden. Meines Vaters Spezialität waren die Spargelbeete. Es waren ihrer nur zwei, aber sie brachten gute Erträge und würzten unsere Suppen. Zu Gemüsespargel reichte es nicht. Wir Kinder hielten uns an das Obst. Die langen Gänge waren von Spalierbäumen flankiert, von Äpfeln und Birnen, von Johannis- und Stachelbeersträuchern! Eine eigentliche Ernte wurde nie davon gewonnen. Wir aßen alles vom Strauche weg, vielfach unreif. Obstbäume waren nur wenige vorhanden, und die vorhandenen nicht gut. Sie trugen meist wenig und schlechtes Obst. Deshalb kaufte mein Vater vor dem Winter etwa zehn Zentner Äpfel auf dem Lande bei seiner Bauernkundschaft. Der Zentner stellte sich auf etwa drei Mark, die 10 Zentner kosteten also nicht mehr als heute zwei. Äpfel im Winter waren unsere einzige Zuspense, Süßspeisen gab es nur an den hohen Feiertagen. Auf ihren Garten waren Vater und Mutter gleich stolz, und sie waren glücklich, wenn sie eher als andere Erträge vorweisen konnten.

Als Geschäft und Vermögen zurückgingen, war häufig die Rede davon, Kaldenkirchen zu verlassen, und sich an einem größeren Orte im Kohlenrevier niederzulassen. Dort scheffelten Verwandte von uns ohne Mühe Geld, und es wäre meinen fleißigen, ordentlichen Eltern auch sicher nochmals gelungen. Aber sie konnten sich von Haus und Garten nicht trennen, er war ihnen zu sehr ans Herz gewachsen. Sie überschätzten auch den damaligen realen Wert des Anwesens. Häufig überlegten wir aber als Kinder, was Haus und Garten wohl wert wären, wenn sie anstatt in Kaldenkirchen in Berlin Unter den Linden liegen würden. Von den fabelhaften Summen, die wir ausrechneten, blieb ein wenig Glanz an dem Grundstück hängen. Schließlich haben die Eltern doch herausgemusst. Sie übersiedelten 1885 nach Bonn. Mein Bruder Hugo studierte damals in Bonn, und ich bestritt, als junger Arzt, seine Studien. Den Eltern ging es erbärmlich. So veranlasste ich sie, nach Bonn zu übersiedeln, der Betrag, den ich meinem Bruder gab, einschließlich der kleinen Rente, die sie aus der Vermietung des Hauses zogen,

reichte zu einem bescheidenen Lebensunterhalte. Später hat ein Vetter das Haus gekauft und wieder ein Ladengeschäft angefangen. Es soll ihm gut gegangen sein, und er soll dort wieder ein wohlhabender Mann geworden sein. Es hat mir immer Leid getan, dass wir das Haus fortgeben mussten. Hätte ich damals gewusst, dass ich noch zu Wohlstand kommen würde, so wäre es auch nicht in fremde Hände gekommen. Unter meinen damaligen bescheidenen Verhältnissen hätte ich indessen den Erwerb eines Hauses nicht wagen dürfen, meinen anderen Geschwistern aber, so weit sie schon selbständig waren, ging es recht dürrtig; es ist später allen ganz gut gegangen außer Emil und Henriette!

Henriette, die beste von uns allen, eine edle, vornehme Seele, hatte ihr ganzes Leben lang mit widrigen äußeren Umständen zu kämpfen. Sie hat einen braven und fleißigen, aber sehr untüchtigen Mann, der aber nie auf einen grünen Zweig gekommen ist. Aber trotzdem sie ihr Leben, fast umhergestoßen, in verschiedenen kleinen Orten des Kohlenbezirkes verbracht hat, in einer unsagbar traurigen Umgebung, hat sie ihre seelische Vornehmheit und Stärke nie eingebüßt. Ich fand sie, wo auch immer ich sie aufsuchte, innerlich unverändert. Ihre ganze Sorge war darauf gerichtet, ihre Kinder aus den Umständen ihres eigenen Lebens heraus zu ziehen. Das ist ihr Gott sei Dank gelungen, sie hat selten prächtige, tüchtige Kinder! Leider ist ihr ältester Sohn, Max, vor einigen Monaten (Ende 1915) in Kowno an Typhus zugrunde gegangen. Ihr anderer Sohn Otto ist zur Zeit ordinierender Arzt in einem Lazarett in Metz. Er hat sich der Psychiatrie gewidmet, und ist bei seinem Chef sehr beliebt. Ich hoffe, er wird eine gute Laufbahn machen. Die jüngste Tochter, Marta, ist Lehrerin geworden. Die ältere, weniger begabte, Clara, hilft der Mutter und dem Vater in Haus und Geschäft.

Dass die arme Henriette auch noch ihren Sohn verlieren musste, hat eigentlich das Siegel auf das traurige Geschick ihres Lebens gedrückt. Es scheint, als ob ihr nichts erspart werden sollte. Möge Gott sie vor weiterem Leid behüten und ihr einen fröhlichen Lebensabend schenken.

Universität

Ostern 1878 bezog ich, 17^{1/2} Jahre alt, die Universität Würzburg. Ich war eigentlich von Jugend auf zum Arzt bestimmt, und meine Mutter hieß mich immer schon ihr „Doktorchen“, als ich noch kurze Hosen trug. Wenn ich schon studieren sollte, so war das Studium der Medizin das naheliegendste. Die Beamtenlaufbahn war dem Juden verschlossen, das juristische Studium war zu teuer, weil es sieben Jahre dauerte, Philologie kam überhaupt nicht in Betracht. Also blieb nur die Medizin. Mir war das recht und selbstverständlich, obgleich ich von den Aufgaben des Arztes, von der Art des Medizinstudiums keine blasse Ahnung hatte.

Würzburg hatte damals für Medizin einen glänzenden Ruf. Dass ein Mediziner in Würzburg wenigstens einige Semester verbringe, galt als selbstverständlich. Es galt auch als billige Universität, was es auch war! Demgegenüber kamen die Reisekosten weniger in Betracht. Ausgerüstet mit neuen Kleidern und reichlicher Wäsche reiste ich zu Beginn des Semesters über Köln meinem Ziele entgegen. Die Fahrt ging am linken Rheinufer entlang über Mainz, Aschaffenburg nach Würzburg. Sie dauerte von morgens halbsechs bis abends zehn Uhr. Das war mir gleichgültig. Es war die erste größere Reise, die ich machte, und ich war trunken von den neuen Eindrücken. Die berühmten Namen Bonn, Godesberg, Koblenz, Boppard, St. Goar, Bingen, die vielen Burgen auf beiden Rheinufern, das Siebengebirge mit dem Drachenfels – alles bisher nur Namen, fast Sagen – es war mit einem Male Wirklichkeit. Damals regte sich zum ersten Male

der Dichter in mir! Eine Eiche auf einer Rheininsel begeisterte mich zum Poem! Ich weiß heute nur noch den ersten Vers: „Es steht eine deutsche Eiche im freien deutschen Rhein“. In dieser von Originalität strotzenden Weise ging es weiter!

Wo ich die Nacht in Würzburg verbrachte, weiß ich nicht mehr! Vermutlich hatte mir ein Studiosus aus Breyell, der ebenfalls Würzburger war, eine Studentenherberge empfohlen. Er hieß Berten, hat Karriere gemacht. Er war stets gut „Katollisch“, und ist dafür heute Professor der Zahnheilkunde in München. Ich habe ihn in München öfters gesehen, aber mich nicht als Landsmann zu erkennen gegeben. Mich gelüstete nicht, mich in seinem Glanze von Zentrums Gnaden zu sonnen.

Am anderen Morgen gings auf die Suche nach einer Bude. Meine Ansprüche waren nicht groß, und sie war bald gefunden, bei einem Küfer (Schäffler) in der Maulhardts-gasse⁴². Sie war geräumig, aber ganz einfach, wie die Mehrzahl der Studentenbuden. Der monatliche Mietpreis betrug 14 Mark. Das konnte ich mit meinem Monatswechsel von 75 Mark ganz gut erschwingen. Frühstück bereitete ich mir selbst, ebenso Abendbrot, Butter, Kaffee und Zucker sogar hatte ich von zu Hause mitgebracht, ebenso einen Holländer Käse. Mittags aß ich in einem koscheren Gasthause, deren es in dem orthodoxen Würzburg mehrere gab. Das Mittagbrot kostet 75 Pfennige. Nach Bestreitung von Wohnung und Mittagbrot blieb mir also noch ein erklecklicher Barbetrag, mit dem ich glänzend auskam. Ich fühlte mich in materieller Hinsicht pudelwohl.

Nicht aber in anderer! Natürlich fing ich sofort mit dem Besuch der Vorlesungen an! Ich hörte im ersten Semester Anatomie bei Kölliker sen., Osteologie bei seinem Sohne Theodor, Botanik bei Sachs, Physik bei Kohlrausch! Alles war mir wie aus einer fremden Welt! Ich stand vor den Dingen wie der Ochse vor dem Berg! Mir fehlte jeder Schimmer einer naturwissenschaftlichen Vorstellung! Ich hörte beispielsweise von Zellen reden, – mein Begriff von Zellen verband sich mit Klosterzellen oder Gefängniszellen. Pflichtmäßig ging ich ins Kolleg, jeden Tag kam ich dümmer heraus! Da legte ich mich energisch auf die Bücher – und bekam allmählich den Begriff. Am Ende des ersten Semesters war ich ganz im Bilde, und das Selbststudium in den langen Ferien füllte die noch vorhandenen Lücken aus!

...

Die Universitätsferien sind bekanntlich sehr lang. Insgesamt dauern die Ferien ebenso lang wie die Vorlesungszeit. Auch das ist ganz gut. Die Vorlesungen sollen dem Studenten nur den Weg weisen – ausbauen soll er sein Wissen selbst. In eigenem Studium soll er sich in den Stoff vertiefen und ihn lieben lernen! Dazu sind die langen Ferien da. Ich verbrachte sie im elterlichen Hause, in der völligen ländlichen Einsamkeit. Ich hatte in Kaldenkirchen keinen Verkehr! Meine Genossen aus der Rektoratschule hatte ich aus den Augen verloren, teils waren sie im väterlichen Geschäft, teils irgendwo auswärts! Es bestand jedenfalls keine geistige Beziehung mehr zwischen ihnen und mir! So war ich ganz auf mich und meine Bücher angewiesen. Ich bin nicht schlecht dabei gefahren. Mein Tag war eingeteilt. Den Vormittag und die Abendstunden saß ich über meinen Büchern, den Nachmittag verbrachte ich auf langen und einsamen Spaziergängen. Die Gegend war flach und gänzlich reizlos, auch die „Peschen“ waren

42 *Wie mir der Leiter des Universitätsarchivs Würzburg, Dr. Marcus Sporn M.A., am 29.9.2007 mitteilte, wohnte Julius Grunewald „zunächst Maulhardts-gasse 6, dann Häfners-gasse 6, Karmelitenstraße 49, Bahnhofstraße 3, Ursulinergasse 3, Wöllergasse 18“. – Im übrigen ist in diesem letzten Kapitel von Julius Grunewalds Erinnerungen darauf verzichtet worden, den Biographien der nachfolgend charakterisierten Gelehrten Würzburgs nachzuspüren. Hier sei auf die einschlägige wissenschafts- und universitätsgeschichtliche Literatur verwiesen.*

UEBER EINEN FALL VON
tuberculösem Geschwür der Speiseröhre
mit consec. Bildung einer Oesophagusfistel.

INAUGURALDISSERTATION

der hohen
medic. Facultät

ZU WÜRZBURG

Zur Erlangung der Doctorwürde

vorgelegt von

Julius Grunewald

aus ~~Kaldenkirchen~~.

1882.

Rechts Julius Grunewalds
medizinische Dissertation
an der Universität Würzburg,
unten die Bonner Dissertation
seines Bruders Hugo
mit Lebenslauf

57
Ein Fall
von Hemichorea posthemiplegica.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doctorwürde

bei der

hohen medizinischen Fakultät

der

rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn

eingereicht

von

Hugo Grunewald

aus Kaldenkirchen (Rheinland).



Osnabrück.
Buchdruckerei von A. Liesecke
1880.

- 31 -

Vita.

Geboren wurde ich, Hugo Grunewald, Sohn des verstorbenen Kaufmanns Simon Grunewald und der Ida, geb. Alsberg, im Jahre 1866 zu Kaldenkirchen. Meinen ersten Unterricht genoss ich in der Elementarschule meiner Vaterstadt und seit meinem elften Lebensjahre in der höheren Bürgerschule daselbst, um nach fünfjährigem Besuch derselben in die Sekunda des Gymnasiums zu Coesfeld (Westfalen) einzutreten. Ein Jahr später wandte ich mich an das Gymnasium zu Orefeld, das ich nach drei Jahren, Ostern 1886, mit dem Zeugnis der Reife verließ, um Medizin zu studieren. Mein erstes Semester verbrachte ich in Freiburg i. Br., wurde dann an der hiesigen Hochschule immatrikuliert und gehöre derselben bis heute an. Am 9. Februar 1888 bestand ich hierselbst das tentamen physicum, am 14. Februar 1890 das Examen rigorosum.

Meine akademischen Lehrer waren die Herren Professoren und Dozenten:

In Freiburg: Baumann, Strafer.

In Bonn: Barfurth, Binz, Clausius †, Doutrelepont, Finkler, Finkelnburg, Fuchs, A. Kekulé, Koohs, Kooks, Kösters, Kruckenberg, v. Leydig, Ludwig, Müller, Nufsbaum, Pelmann, Pflüger, Ribbert, Rühle †, Saemisch, Schaafhausen, Schultze, Strassburger, Trendelenburg, Ungar, v. la Vallette St. George, Veit, Witzel.

Allen diesen hochverehrten Herren meine verbindlichsten Dank.

niedrige Kieferbüsche auf sandigem Grunde – mir machte es nichts! Ich habe mich nicht einen Augenblick zu Hause gelangweilt. Wie viele schöne Vormittage saß ich hinten in unserem Garten, ganz allein, ringsum tiefste Ruhe – höchstens dass mal ein Ackerfuhrwerk vorbei fuhr, oder ein Hund bellte.

Um die Frühstückszeit ging ich ins Haus, holte mir ein Butterbrot, dazu ein paar saftige Pflirsiche, die ich vom Baum schüttelte, es war eine herrliche Mahlzeit. Damals habe ich manches Buch gelesen, welches weit über die studentischen Aufgaben hinaus reichte und auch den Grund gelegt zu einer Neigung, die mich durch mein ganzes Leben verfolgte, den mechanischen Verhältnissen des Körpers, mit deren selbständigem Studium ich allerdings erst dann begann, als ich meine Praxis aufgegeben hatte. Auch für Chemie hatte ich eine große Liebe. Ihre Erlernung wurde mir ungemein leicht. Die Chemie ist eine logische Wissenschaft. Aus einigen wenigen Begriffen baut sie sich fast mathematisch auf. Stein legt sich auf Stein, Glied fügt sich an Glied, bis das ganze stolze Gebäude der organischen Chemie vor Dir steht, jene *encheiresin*⁴³ *naturae*, von der Faust träumt⁴⁴ und die der deutschen Wissenschaft Vormacht gestaltet hat in⁴⁵ der ganzen Welt.

Die medizinische und naturwissenschaftliche Fakultät Würzburgs war eine der ersten der Welt. Als Anatom wirkte Koelliker, als Physiologe A. Fick, als Botaniker Sachs, als Chemiker Wislicenus, als Physiker Kohlrausch. In den klinischen Fächern: Scanzoni Geburtshilfe, Gerharts Innere Medizin, Bergmann Chirurgie, Michel Augenheilkunde, Troeltsch Ohrenheilkunde, Rindfleisch Pathologische Anatomie. Der Kenner der Geschichte der Medizin braucht sich nur dieser Namen zu erinnern, um den Kreis glänzender wissenschaftlicher Sterne, der sich damals in Würzburg versammelt hatte, vor sich aufleuchten zu sehen. Fast jeder dieser Forscher war für seine Wissenschaft bahnbrechend! Das war uns Studierenden auch wohlbekannt, trotzdem hatten wir von der wahren Bedeutung dieser Gelehrten keine Ahnung. Weder unsere Kenntnisse noch unser Weitblick hätten ausgereicht, ihren fundamentalen Wert für den Aufbau der modernen Medizin zu erkennen! Auch Virchow hat bekanntlich eine Zeitlang in Würzburg gewirkt. Wir nahmen diese bedeutenden Leute als etwas selbstverständlich Gegebenes! Sie waren ja auch keineswegs alle gute Lehrer, und man mußte sich bei einem oder andern dieser europäischen Größen gewaltig.

...

Ich kam sehr bald in Beziehungen zu anderen Studenten. Sie wurden vermittelt durch den gemeinsamen Mittagstisch in einem rituellen Gasthause und waren dadurch ausgesprochen jüdisch. Aber wenn auch diese Vermittlung nicht bestanden hätte, so wäre mein Verkehr wahrscheinlich doch ein ausgesprochen jüdischer geworden. Denn obgleich es 1878 einen ausgesprochenen Antisemitismus nicht gab, so bestand doch eine unausgesprochene Grenzlinie. Es gab ja jüdische Studierende, die viel und zwanglos mit den christlichen verkehrten, einzelne Vereine z.B. der Akademische Gesangsverein hatten keine konfessionelle Färbung. Auch die Burschenschaften nahmen damals noch Juden auf. Aber die Vereinsmeierei kam für mich nicht in Frage – mein

43 Dieses Wort hat Grunewald in griechischen Buchstaben niedergeschrieben

44 „Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben,
sucht erst den Geist herauszutreiben,
dann hat er die Teile in seiner Hand,
fehlt, leider, nur das geistige Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
spottet ihrer selbst und weiß nicht wie.“ (*Mephistopheles in Faust I*)

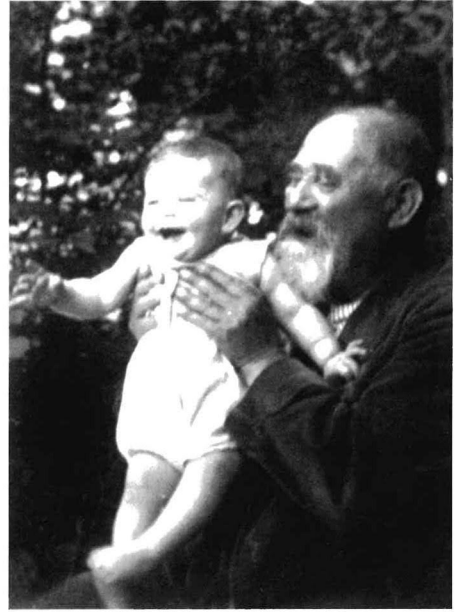
45 Das Wort fehlt in der Vorlage.

kleiner, wenn auch durchaus auskömmlicher Wechsel zwang mich zu Sparsamkeit und Zurückhaltung. So war ich auf die privaten Beziehungen angewiesen – die meisten jüdischen Studenten waren übrigens Wilde und ich machte also in dieser Hinsicht keine Ausnahme. ...

Beeinflussten mich nun auch die einzelnen Menschen nicht in merkbarer Weise, so doch der Ton und die Lebensauffassung, die sich in diesem Kreise geltend machten. Alle waren, wie das bei jüdischen Studenten damals wenigstens die Regel war, lebhaften Geistes und von reger Auffassungskraft, neuen Eindrücken schnell zugänglich. Wir standen in einer Zeit, in der in der Wissenschaft die mechanistische Auffassung durchaus vorherrschte. Auch unsere Lehrer standen, soweit sie überhaupt allgemeinen Erörterungen zugänglich waren, wohl alle auf dem Boden der sogenannten materialistischen Anschauungen. Was man nicht sehen, messen, zählen konnte, bestand nicht. Das ganze Leben, insbesondere auch das seelische, war ein Ergebnis physikalisch-chemischer Vorgänge, ihnen galt jede Untersuchung, das Ziel des Forschens war ihre völlige Klarlegung und man nahm an, dass das Rätsel des Lebens in ihnen aufginge. Der Darwinismus stand in höchster Blüte. Der Zoologe Semper hielt darüber ein stark beachtetes Publicum, wer es gehört hatte, wusste genau Bescheid, im Kampf ums Dasein erschöpften sich alle Kräfte der Natur und lag auch die Quelle ihres Wesens, die Lösung ihres Rätsels! Es war uns klar, dass alles, so wie es geworden war, aus den feststehenden Naturgesetzen heraus so hätte werden müssen, dass ein unerbittlicher, in sich selbst begründeter Zwang der Entwicklung bestand, der alles Gewordene bestimmte und in eine feste Ordnung gefügt hatte. Jeder Schöpferwille, jede Teleologie verschwand in der so einfachen Logik der Tatsachen, die Zoologie und Paläontologie in so erdrückender Fülle forderten. Die Philosophie kannten wir kaum dem Namen nach, Kant, seine Vorgänger und Nachfolger blieben uns eine terra incognita, wir lächelten über alles und jeden, der mit diesen veralteten Dingen seine Zeit und seine Denkkraft vergeudete. Unter unseren Lehrern machte in dieser Hinsicht – wenigstens soweit es öffentlich wurde – nur Rindfleisch eine Ausnahme, der mit einer kleinen Schrift über den Neovitalismus damals großes Aufsehen erregte und vorzugsweise Widerspruch hervorrief. An die Studierenden hat übrigens Rindfleisch, der pathologische Anatom, sich nie mit diesen Dingen gewendet, für uns war er nur Fachlehrer, und die Feinheit dieses Geistes ist, soweit ich mich wenigstens erinnere, uns nie offenbar geworden.

Mit den anderen zusammen war ich bald ein begeisterter Materialist. Mein Glaube an einen persönlichen Gott ist mir schon im ersten oder zweiten Semester abhanden gekommen. Einige Kämpfe habe ich noch in den Ferien, in der Heimat durchgemacht – ich erinnere mich, dass die alten gottesdienstlichen Formen, besonders in den Bußtagen und an den höchsten Feiertagen, denen ich mich mit Rücksicht auf meinen Vater nicht entzog, mich immer wieder auf das Tiefste packten, und mich zeitweilig mit Reue und Buße erfüllten – aber das hielt doch schließlich nicht vor, ich setzte mich, wie alle „gebildete Welt“, auch innerlich über alles dies leicht hinweg und gehörte von da ab viele Jahre hindurch mit hartnäckiger Überzeugung der materialistischen Weltanschauung an. Ich darf mir aber, ohne Überhebung, das Zeugnis geben, dass auch sie für mich zu einer Religion wurde. Ich habe Zeit meines Lebens mit aller Kraft nach einer Weltanschauung gestrebt und um sie gerungen. Ich habe mich auch in die mechanistische Auffassung zu vertiefen⁴⁶ gesucht, alles Erreichbare mit Eifer gelesen

46 *Dieses Wort ist unterstrichen.*



Dr. Julius Grunewald in Bildern seiner letzten Lebensjahre: links zusammen mit seiner Frau und dem ersten Enkelkind Annebet Löwenstein 1924/25 in Garmisch; rechts mit ihrer Schwester Marielie Löwenstein, heute Frau Rowe in Wisconsin/USA, die ebenfalls 2007 Kaldenkirchen besuchte

und um sie und für sie gestritten; ein „seichter Materialist“, wie das Schlagwort der Theologen lautet, bin ich nicht gewesen, ich habe es mit diesen Dingen heilig und ernst genommen bis auf den heutigen Tag.

Auch heute, wo ich mich von der reinen Mechanik des Organischen und des Weltganzen wieder losgelöst habe, kann ich die Vorstellungen der damaligen Epoche nicht verdammen. Sie waren eine notwendige Durchgangsstufe, und entwickelten sich naturgemäß aus der naturwissenschaftlichen Forschungsmethode überhaupt. Ihr Gegensatz zu der philosophischen Spekulation, welche vorher auch die Erforschung der Natur durchdrungen hatte, war ein so großer, ihre tatsächlichen Ergebnisse so glänzend, das von ihr aufgeführte Gebäude ein so stattliches und umfassendes, dass man wohl verstehen kann, dass sie sich lächelnd von jeder reinen Spekulation abwandte, und sich ausschließlich auf den Boden des Nachweisbaren stellte. Die damaligen Lehrer reichten alle mit ihren Wurzeln noch in die Zeit des ersten Aufstrebens der Naturforschung hinein, waren Zeitgenossen und Schüler von Johannes Müller, Schwann und so weiter gewesen; ich brauche nur die Namen Virchow, Kölliker zu nennen. Sie haben für die Naturforschung die Basis gelegt, und diese Basis steht auch heute noch so fest als je, und wehe uns, wenn wir sie verließen und wieder auf die Naturspekulation verfielen.

Der Naturforscher hat es ausschließlich mit den unseren Sinnen zugänglichen Tatsachen zu tun und nur auf ihnen kann er fußen, nur aus ihnen darf er Schlüsse ziehen und Lehren aufbauen! Der grundlegende Unterschied ist nur der, dass wir heute wissen, dass wir nicht alles erkennen können, und dass über die Grenzen unseres Wissens hinaus der Glaube eine Berechtigung hat. Ich meine damit nicht etwa die Offen-

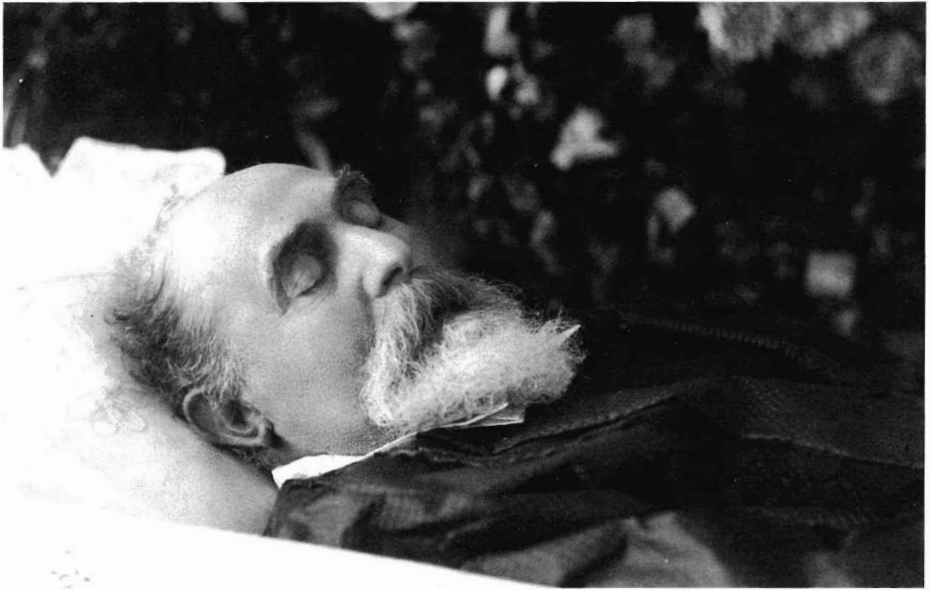
barungsreligionen, deren Dogmen kein logisch denkender Mensch ernst nehmen kann – wenigstens nach meiner Überzeugung nicht –, die sich alle als historische Erscheinungen erklären, als Entwicklungsstufen aus jenen Zeiten, in denen sie entstanden sind! Ich meine damit das Bedürfnis des Menschen, einen Zusammenhang seiner Person mit dem Weltganzen zu suchen, seine Stellung in der Welt, den Sinn und Zweck seines Daseins aufzuspüren⁴⁷. Wer auf Grund der Tatsachen, die die menschliche Erkenntnis ihm liefert, in logischem Weiterbau nach den letzten Ursachen sucht, und eine persönliche Beziehung zu ihnen herzustellen sucht, ist nicht unwissenschaftlich, und verdient auch nicht die Bezeichnung eines Phantasten, sondern folgt einem Triebe, der tief in unserer Natur wurzelt, und dem gerade die Besten, auch unter den Naturforschern, sich hingeeben haben, häufig nach einem langen Leben exakter Forschung, dessen Fülle von Ergebnissen ihr Streben nach Erkenntnis letzten Endes doch nicht befriedigte.

Mein Examen habe ich zu gegebener Zeit erledigt, das Physicum nach dem 4., das Staatsexamen nach dem 8. Semester! Am Ausgang des 8. Semesters, vor dem Beginn des Staatsexamens, promovierte ich. Im Doktorexamen lernte mich Professor Rossbach kennen, der Lehrer der Pharmakologie, der in den Hauptexamina nicht prüfte. Ich hatte sein Buch über Arzneimittellehre mit besonderem Interesse studiert, allerdings nicht den eigentlichen Heilmittelteil, der mich gar nicht interessierte, sondern die theoretischen Wirkungen der Arzneimittel, die jenen vorangingen und den wichtigsten Teil des Werkes darstellten. Es fügte sich, dass ich mich darüber auslassen konnte, und mein Wissen befriedigte diesen Gelehrten so, dass er mir ein besonderes Zeugnis, zu meiner späteren Förderung dienend, ausstellte. Es ist mir später zur Erlangung von Stellungen als Assistenzarzt nützlich gewesen.

Die Examina erforderten eine gründliche Vorbereitung, und die Semester, in welche sie fielen, waren reichlich ausgefüllt. Da ich tagsüber Vorlesungen hörte, so konnte ich nur abends arbeiten. Meine Lampe brannte häufig bis spät nach Mitternacht. Ich hatte damals eine ungeheure Ausdauer im Lernen und auch ein gutes Gedächtnis – sonst wäre es wohl nicht möglich gewesen, die ganze Stofffülle in so verhältnismäßig kurzer Zeit zu bewältigen. Die Vorbereitungen nahm ich gemeinsam mit Isidor Bielefeld aus Köln vor, der mit mir in demselben Semester war! Jeder studierte für sich, dann überhörte der eine den andern, und so konnten Lücken im Wissen leichter entdeckt werden! Rauchte uns abends gegen 10 Uhr der Kopf, so machten wir noch einen gemeinsamen Spaziergang in den Glacis-Anlagen, ohne Rücksicht auf Wind und Wetter! ...

In den ersten Semestern lernte ich viele Studenten kennen, meistens Juden! Ich verkehrte bald mit dem einen, bald mit dem andern! Freundschaftliche Beziehungen, die in das spätere Leben hineinreichten, haben mich nur mit Siegmund Held aus Nürnberg verbunden. Held, der Sohn eines Bankiers, war ein Glückskind. Sehr wohlhabend von Hause aus, genoss er den anständigen Wechsel, über den er verfügte, in der würdigsten Weise. Er wohnte viel schöner als die Mehrzahl der Studenten, aß in einem guten Restaurant, gehörte dem akademischen Gesangverein an und genoss ein gutes Ansehen. Dies verdiente er auch. ... Er hat mir manchmal Geld vorgeschossen, damit ich mir die sehr teuren medizinischen Bücher anschaffen konnte, und ich war schon Assistenzarzt, als ich den Rest dieser Schulden an ihn abtrug. Als ich im 6. und 7. Semester von Hause her keine oder doch nur geringe Zuschüsse erhielt, besorgte er mir in jüdischen Familien Unterrichtsstunden! Ich gab täglich zwei Stunden und verdiente mir damit 60 Mark monatlich. Damit reichte ich auch aus, trotzdem ich nebenher auch tüchtig arbeitete oder vielleicht gerade deshalb. Üppig ging es nicht gerade her, aber die Jugend erträgt

47 *Es folgt gestrichen: „zu wissen, woher er kommt und wohin er geht“.*



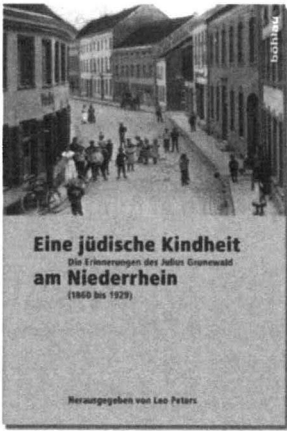
Dr. Julius Grunewald auf der Totenbahre 1929

viel, und ich erinnere mich nicht, dass ich deshalb unglücklich gewesen wäre! Ich war froh, dass ich mein Studium überhaupt fortsetzen konnte und nicht mitten aus der besten Entwicklung herausgerissen wurde. Diese Zeit war auch eine jener, in der mein Lebensschifflein heftig schwankte und der Gefahr des Scheiterns ausgesetzt war! Wäre es mir durch die Hilfe meiner Freunde nicht gelungen, mich über Wasser zu halten, so wären meine Studien bald beendet gewesen, und ich hätte als Student von sechs Semestern zusehen können, wie ich mich durchschlug. Wahrscheinlich würde ich in den Verhältnissen der Kleinstadt und in der trüben häuslichen Atmosphäre verkommen sein. Damals kam mir aber ein solcher Gedanke nicht. Die glückliche Sicherheit der Jugend ließ mich die Schwierigkeiten leicht ansehen und deshalb auch leicht überwinden.

Kein irgendwie bewegtes Leben verläuft wohl ohne Schwankungen dieser Art. Ich bin auch später noch wiederholt an Abgründen vorübergegangen, unwissend wie ein Kind, und deshalb die Gefahr leicht überwindend! Erst in reiferen Jahren, indem ich rückwärts schauend die Summe der Verhältnisse überblickte, erkannte ich angstvoll, wie nahe ich dem Verderben gewesen bin. Viel lag daran, dass ich sehr jung selbständig und völlig Herr meiner Entschlüsse war – so tappte ich in Manches hinein, was ein kluger und erfahrener Mensch durchschaut hätte, hatte aber andererseits auch den jugendlichen Leichtsinns, der durch alles durchhilft. So standen letzten Endes Wagnis und Können doch in einem gesünderen Verhältnis, als ich jetzt vielleicht glaube. Denn ich bin mit zunehmenden Jahren sehr bedenklich geworden, war ich in meiner Jugend ein lachender Optimist, so hat sich jetzt meine Natur verkehrt, ich sehe leicht die Schatten zu stark und werde allzu leicht angekränkt von der Blässe des Gedankens! Ich habe wohl in meiner Jugend zu wenig väterliche Leitung gehabt, meinen Kindern hat es daran nicht gefehlt, sie hatten eher etwas zu viel. Trotzdem würde ich sie auch jetzt nicht anders erziehen, als es geschehen ist. Ich glaube, dass man bei Mädchen die Schranken der Selbständigkeit klugerweise überhaupt etwas enger zieht. Ihre Natur

und die meines Erachtens durchaus gerechtfertigte Sitte erfordern dies! Knaben darf man aber nicht anbinden, sonst werden sie nie Männer! Sie müssen selbständig aus sich heraus den Kern ihrer Natur entwickeln und müssen sich den Wind um die Ohren sausen lassen. Ihr Weg ist gefährlicher und wie manche kommen unterwegs um, es ist das aber nicht zu ändern, hier heißt es eben „durch“.

LEBENSERINNERUNGEN



Eine jüdische Kindheit
Die Erinnerungen des Julius Grunewald
am Niederrhein
(1860 bis 1929)

Herausgegeben von Leo Peters

Leo Peters (Hg.)
Eine jüdische Kindheit am Niederrhein
Die Erinnerungen des Julius Grunewald (1860 bis 1929)
Eingeleitet, kommentiert und herausgegeben von Leo Peters

böhlau
KÖLN WEIMAR WIEN

Die ungekürzte Edition der Grunewald-Erinnerungen mit ausführlichen Auszügen aus den Erinnerungen seiner Frau Julie geb. Rubensohn erschien kürzlich bei Böhlau in Köln-Weimar-Wien.